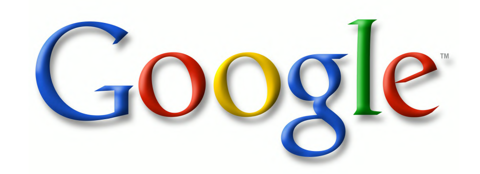


J. J. David

Gesammelte Werke 1

Gedichte • Das Höferecht

München und Leipzig · R. Piper & Co.


HARVARDIANA
ACADEMIA IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





J. J. David
Gesammelte Werke
Erster Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Erster Band



München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908.

J. J. David

Gedichte * Das Höferecht

Mit einem Vorwort von Erich Schmidt
und einem Bildnis Davids von A. Hillischer



München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

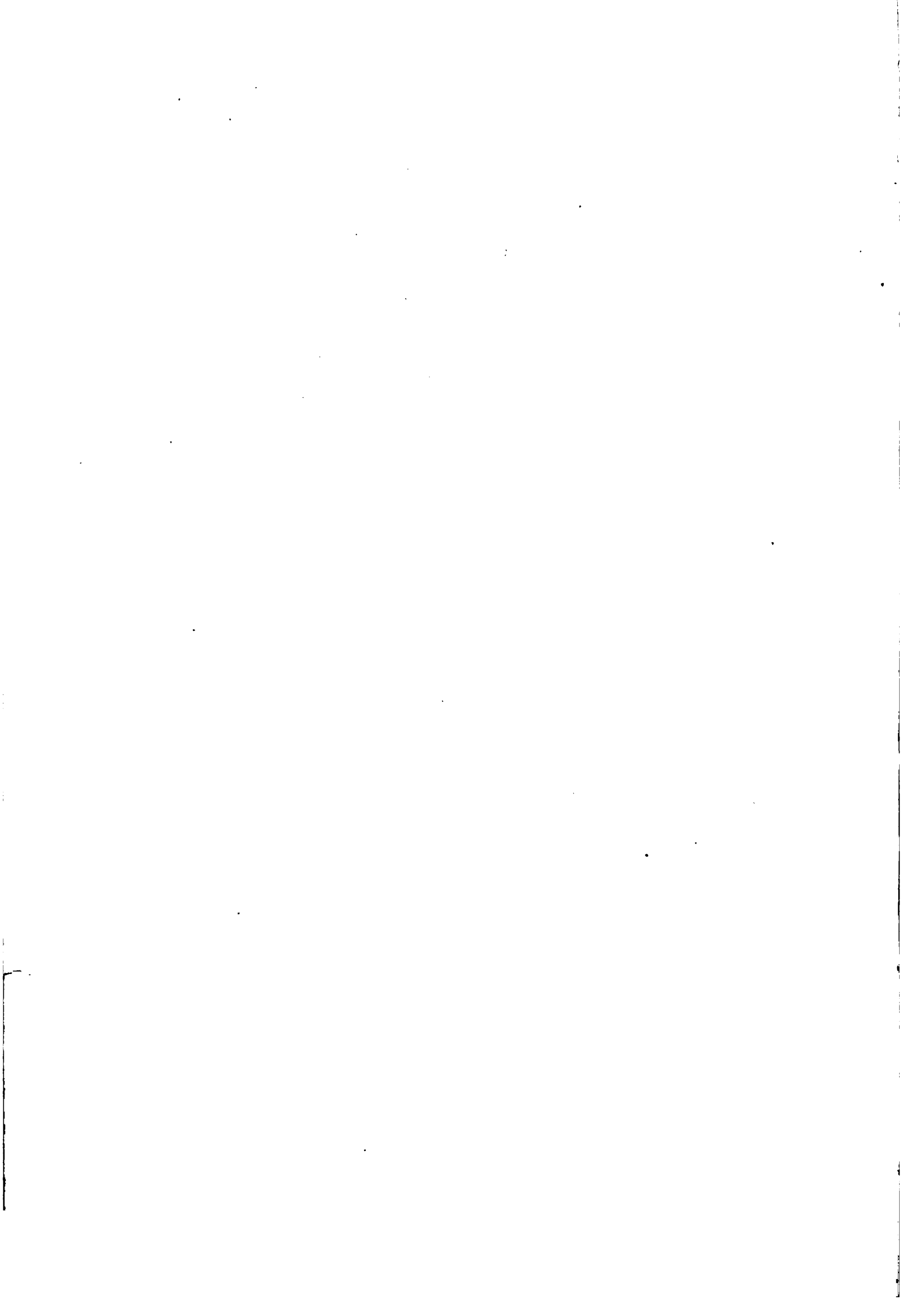
Printed in Germany



Printed in Germany



J. J. Davis



Vorwort.

Ende Oktober 1906 diktierte Jakob Julius David auf dem Sterbelager folgenden Brief an mich:

„Diese Zeilen sind das Letzte, was Sie durch mich erhalten, der Ihnen lange Zeit tief angehangen hat und etwas zu sein hoffte. Ich vermute Sie vorbereitet, vorbereitet durch unsere gemeinsame Freundin Ottilie [Natter], die sich in letzter Zeit mir gegenüber ungeahnt prachtvoll gezeigt hat. Sie wissen also, ich bin seit langem krank. Ich selber ahnte schon damals alles, als ich zuletzt in Berlin vor Ihnen stand. Unmittelbar hernach erduldete ich den ersten Anfall von Influenza mit nachfolgender Lungenentzündung; Erholungsversuche blieben vergeblich, und nun, vor rund einem Jahr, oder genau am 10. September 1905 erfolgte der letzte Ansturm des tückischen Leidens. Noch hatten die Aerzte Hoffnung oder taten so. Ein schlimmer Sommer zerstörte auch den Rest davon, und ich habe eben nur schwerer sterben müssen, wie mir — Sie wissen ja einen Teil davon — das Leben nicht leicht geworden ist. Das muß man eben nehmen, wie es verhängt ist und kommt, und wenn ich die Gesamtheit überblicke, die ja eine ganz hübsche Spanne Zeit umfaßt, so darf ich mir das Zeugnis nicht versagen: wie es mich nicht weich gewiegt hat, so bin ich nicht weich geworden und habe die Dinge genommen

und getragen, wie sie gefallen sind. Aber nicht deswegen nehme ich Ihre Zeit in Anspruch, um mich zu berühmen. Was war, war; die vielleicht durch rechtzeitiges Eingreifen mein Los hätten wenden können, die sollen sich meinem Wunsche nach keiner, wenn es erst vorbei ist, einen Vorwurf machen. Ich selber war zu schwach, mich durchzusetzen; den Mann aber, der das entscheidende Wort zu meinen Gunsten gesprochen hätte, hab' ich nicht gefunden und kann nur voll tiefen Dankes Einzelner gedenken, die sich nach Kräften bemühten. Nun aber regt sich die letzte menschliche Eitelkeit. Ich übersehe mein Werk: es ist ja natürlich Torso geblieben, wie es bei einem sein und bleiben mußte, der zunächst Brot, und zwar Brot in anständiger Form, zu beschaffen hatte. Ich vergleiche es mit dem, was andere vollbracht haben, die unsere Zeit mit ihrem Namen und ihrem Ruhm erfüllten und so viel davontrugen, daß der Gewinst eines einzigen Jahres für mich, die Meinigen und unser ganzes Leben genügt hätte; und bei Anwendung all der strengen kritischen Schule, die ich einmal gelernt habe, ich meine bestehen zu dürfen, ich halte es für ein Unrecht, würd' ich ganz vergessen. Zu essen haben Weib und Kind zur Not; sie haben sich an meiner Seite bescheiden gelernt, aber sie sollen die Gewähr haben, daß der Mann, den sie dulden, immer von neuem seine Kraft aufraffen, den sie siechen und Schritt vor Schritt sterben sahen, kein Phantast war, daß er mehr der Ungunst der Sterne als der Unkraft der Arme erlegen ist. Dazu als Helfer, aus dem Grabe heraus, möcht' ich Sie aufrufen" ...

Dieses erschütternde letztwillige Mahnwort einer

herzhaften Resignation, die mit der Sorge um Frau und Tochter nur noch den einen Wunsch verband, auch die verwaisten Geschöpfe der Dichterwerkstatt in sicherer Obhut zu lassen, empfing ich durch einen Zufall nicht erst mit der Todeskunde, wie es vorbedacht war. Und dieser Zufall durfte in aller Pein des langen Kampfes glücklich genannt werden, denn die von Ernst Heilborn, dem David als Mitarbeiter der „Nation" nahe getreten war, und von mir sogleich gegebene Versicherung, wir fänden eine heilige Pflicht vor uns, hat dazu beigetragen, das entfliehende Leben eines vielgeprüften ehrenfesten Mannes, eines auf eigener reiner Bahn, nie zu schellenlautem Erfolg ausgeschrittenen Dichters zu beruhigen. Im Einvernehmen mit den opferwilligen Verlegern wurde eine Subskription eröffnet und besonders von treuen Werbern in Wien, Emil Frankl, Heinrich Glücksmann, gefördert. Die erzählenden Werke sollten mit Ausnahme kleiner Abschnitzel und der letzten Bruchstücke alle vereinigt werden; der Dramatiker auf Wunsch der Wiener Freunde wenigstens mit zwei Stücken zu Worte kommen: „Hagars Sohn" als Zeugnis, wie David die Anzengruberisch entworfene Bauerntragödie in einen religiösen Kampf aus Oberösterreichs Geschichte eingestellt habe; „Ein Regentag" wegen der aparten Zeichnung des Wiener Weltkindes Kitty. An dem Gedichtband hatte ich vor Jahren mitredigiert und Davids strenge Selbstkritik, die sich kein Feilen und namentlich kein Streichen verdrießen ließ, von neuem hochschätzen gelernt. Das gab uns die Richtschnur dem vielen in Zeitschriften einzeln gedruckten oder handschriftlich erhaltenen Zuwachs gegenüber, der mehrmals durchgesiebt

und mit sparsamer Auslese unter die alten Gruppen verteilt wurde. Das Werk mag nun selbst für sich zeugen. Seine Mängel genauer zu beleuchten wäre töricht und so unziemlich, wie ein vordringliches Parteilob auf dieser Schwelle dem anerkennungsbedürftigen, aber nicht ruhmsüchtigen Mann zuwiderliefe, dessen Lebensgang und Persönlichkeit ich in raschen Strichen aus eigener Kenntnis seit einem Vierteljahrhundert und dank vertrauensvollen Mitteilungen zu entwerfen suche. So zwar, daß seine eigene Auffassung der Krisen den Ausschlag gibt, auch wenn intime Zuschauer meinen sollten, es habe sich ihm manches verzerrt.

* *

*

Jakob Julius David ward am 6. Februar 1859 in Mährisch-Weiskirchen geboren, das dritte von fünf Kindern einer alten Familie jüdischer Pächter, die es in gesegneter Arbeit zu Wohlstand und eigenem Besitz gebracht hatte. Sie zog kurz darauf in den aus der weiten fruchtbaren Fläche des sangreichen Kuhlandes, wo einst Meinert die Volksliedersammlung „Fylgie" geerntet, emporsteigenden Ackerbürgerort Fulnek, und der Knabe lauschte slawischen Mollweisen, er sah die Hanakinnen gestiefelt im weiten Faltenrock, die Burschen in den roten Lederhosen. Die Landschaft dieser neuen Heimat prägte sich seinem empfänglichen Sinn so tief ein, daß er nach vielen Jahren hier den reinsten Gewinn stimmungsvoller Naturschilderung aus der weißen Ebene geschöpft hat, mit „starker und ehrfürchtiger Liebe"; denn er selbst ist jener mährische Maler Petersilka („Die Hanna"), dem die von blauen Höhen be-

grenzte, von trägen Wassern durchronnene Ebene all ihre spröden Reize erschließt. Als David dem Tod entgegen sah und sein Wille den erlahmenden Geist nicht mehr völlig zu klarer Gestaltung meistern konnte, diktierte er leis eine zuletzt abgebrochne Reihe Skizzen vom „Heimatboden“, Erinnerungen an Fulnek samt allem, was dort seit den Hussiten, seit Amos Comenius im Schwange ging, und an die Familie. Er hatte als ein Gezeichneter noch im August 1906 auf einer letzten mühseligen Pilgerfahrt des Vaters Grab besucht, und es war ihm gleichsam ein Opfergeruch von der Jugendstätte aufgestiegen. Der Vater, ein Riese von gewaltiger Kraft, dessen Faust einmal eine Horde Weglagerer in die Flucht jagte, war ein Haustyrann: beim ersten Schneefall trieb er die Kinder barfuß zu stählender Abreibung ins Freie, sein furchtbarer Jähzorn schmetterte den kleinen Jakob wegen einer lästigen Bitte mit einem Schlag zu Boden, aber in rascher Erweichung, wie es solchen Kraftmenschen geht, küßte er wiederum verstohlen das schwache Kind. Der Krieg von 1866, da die siegreichen Preußen in Fulnek den Liechtensteinhusaren folgten, wurde diesem Hause zum Verhängnis. Die Cholera raffte im September den Herrn plötzlich dahin. Er hatte für wohlhabend, ja für reich gegolten, aber durch unbedachte Freigebigkeit gegen Verwandte das Geld geschmälert, und die Kriegswirren fraßen fast alles Uebrige. Man wohnte in einem treppenreichen, vom sengerigen Dunst einer Hutmacherei durchzogenen Gebäude am Ringplatz; durch die „Schreckensverwandten“ kam bei dem steten Hader zwischen Erdgeschoß und erstem Stock ein Riß in die junge Seele. Nach frühem

Hausunterricht, der das leicht fassende Wunderkind zu keiner regelmäßigen Arbeit angehalten hatte, schwang als plagosus Orbilius ein verwachsener Rektor den grausamen Bakel. Ein Oheim — sein Anwesen ist im Roman „Blut" geschildert — hatte für Jakob eine besondere Neigung und sorgte zeitweise für ihn, denn die schwache Mutter vermochte das nicht.

1868 ging der kleine Schüler, der viel, aber nichts ordentlich wußte, aufs Gymnasium nach Kremsier, dann nach Teschen, von da nach Troppau. Selbsechst bei einer Kostfrau untergebracht, galt er unter den Kameraden, unbeholfen, nachlässig gekleidet, zerstreut, einer wahren Lesewut hingegeben, passiv bei vielen Hänseleien und wiederum zu scharfem Spott oder berserkerhaften Faustschlägen gerüstet, für einen Sonderling, aber auch für ungewöhnlich begabt, obwohl er sich in der Klasse nur in Deutsch und Geschichte hervortat. Seine Knabenpoesie verbarg sich scheu und trat bloß parodisch ans Licht. Ein Ferienaufenthalt zwischen der fünften und der nach dem Unheil repetierten sechsten Klasse suchte ihn mit einer schweren typhösen Krankheit heim: er blieb kurzsichtig und in hohem Grad schwerhörig, wurde dadurch mehr und mehr vereinsamt, von peinvollem Mißtrauen ergriffen, das nur die äußerste Willenskraft später überwand, und sah sich zudem seit eben dieser Zeit auf eigenen Erwerb angewiesen, ohne jeden Sinn und jedes Geschick dafür. Verbittert schlug er sich, wieder in Kremsier, durch die beiden letzten Gymnasialklassen durch. Dem trüben Bewußtsein:

Mein Auge sieht die schöne Welt verschwommen,
Und nur gedämpft, gedämpft und leise kommen
Des Lebens Laute in mein krankes Ohr . . .

war und blieb gemeine Not zugesellt, doch trotz alledem erwuchs dem Bauernsprößling ein kräftiges Körpergerüst.

So bezog er 1877 ganz mittellos die Universität Wien, um deutsche Philologie und Geschichte zu studieren, wesentlich als Autodidakt, denn der Unterricht in Kolleg und Seminar glitt halbvernommen an ihm vorbei. In einer knappen Vita vom Januar 1893, deren Heftigkeit gegen die ganze Verwandtschaft eines starken Abstriches bedarf, faßt David seine akademische Zeit so zusammen: „Ich hungerte viel. Aber niemand konnte mir das mindeste — auch nach den strengsten Ehrbegriffen — Unanständige nachsagen. Ich galt für einen fähigen Kopf, der manches wußte. 1881 absolvierte ich und machte meine schriftliche Lehramtsprüfung zur Hälfte; weiter kam ich nicht, weil ich die Taxen nicht erschwingen konnte, nicht die Mittel, auch nur eine Zeit ruhig zu arbeiten. Ich hätte mich gerne habilitiert; der Gedanke war bei meiner Not und der herzlosen Roheit, mit der ihr meine Verwandten zusahen, unsinnig, mein Gehörleiden verschloß mir das Gymnasiallehramt." Der Roman „Am Wege sterben" schildert in den Schicksalen des studierenden Webersohnes Förster ganz genau diese Erlebnisse bis zu dem Zustand, wo ein armer Teufel obdachlos hungert, aber nicht verhungert. Trotzdem reckte David sich wehrhaft auf Säbelmensuren und imponierte den guten Jungen in der Germanistenkneipe, wenn er, die bedächtig gedrehte Zigarrette schmauchend, in seiner langsamen, mährisch gefärbten Redeweise uns Professoren einen sarkastischen Trinkspruch namens der Schulamtskandida-

ten widmete: Ave, Caesar, morituri te salutant. Er hatte und behielt ein böses Maul, doch wer näher zusah, konnte sich nicht über den angeborenen Adel und die tiefe Güte dieses Menschen einer Täuschung hingeben und mußte verstehen, wie sein Stolz die Waffen schroffster Urteile zum Trost ergriff, in Zynismen aufwallte und grünen Kaffeehausliteraten halb ernst, halb mit dem bittern Behagen der Karikatur ein verblüffendes Selbstgefühl ins Gesicht warf. Vielleicht kamen Stunden, in denen er auch die Rolle eines Narciß Rameau spielte, scheinbar nur mit sich beschäftigt. Dabei war es erstaunlich, daß dies blöde Auge, dessen ländliche Naturbeobachtung eine seltene Fülle auch aus der Pflanzen- und Tierwelt eingesogen hat, ringsum alles haarscharf wahrnahm, daß dies stumpfe Gehör doch die intimsten Züge und Begebenheiten auffing, was sich durch kurze Bemerkungen oder in guten Stunden der Erschließung durch fesselnde Charakteristik und Erzählung kundtat.

1883 starb ihm die Mutter, ohne das entfremdete Sorgenkind noch einmal segnen zu können. An der Spitze seiner „Gedichte" hat er ihr nachgerufen:

> Ich bin allein seit vielen Jahren
> Und trag' es klaglos, wie ich muß;
> Nur hätt' ich gerne doch erfahren,
> Wie lind auf früh ergrauten Haaren
> Liegt einer Mutter Abschiedskuß.

Jene kleine Autobiographie Davids berichtet: „Ich aber schien mir und allen rettungslos verloren ... Nur stupider Trotz erhielt mich am Leben." Nein, wir Glücklicheren neigen uns vor dieser aus dem Gefühl, die be-

gabte Persönlichkeit gegen alle Gewalten durchsetzen zu müssen, erstarkten Kraft in Nöten, denen die Wenigsten nicht erlegen wären. Er verkam weder, noch machte er trotz finsteren Anwandlungen ein jähes Ende, sondern trug die Striemen und Narben. Es widerstand ihm, zu klagen, gar zu betteln. Professor Richard Heinzel, dem David stets als einem der reinsten Männer herzlich anhing, und ich kannten den jammervollen Zustand so wenig wie der gütige Joseph v. Weilen und andere wohlgesinnte Leute. Erst nachdem das Allerschlimmste überwunden war, enthüllte mir David, daß er Monate hindurch ohne Schlafstelle unter einem Bogen der Elisabethbrücke genächtigt oder bei einer Schale Kaffee und groben Semmeln so lang im vorstädtischen „Tschecherl" gehockt habe, bis er nach Toresschluß zu stundenlangem Schleichen durch die düstern winterlichen Gassen gezwungen worden sei. Kein Zweifel: Duschinskys z. B. hätten alles für ihn getan, aber er gab sich periodenweis einer trostlosen Verstocktheit hin. Ein paar Privatlektionen und karg bezahlte Schreibarbeit auf der Hofbibliothek mußten ihm dann sein elendes Dasein fristen. Von Hofrat Zimmermann aufgemuntert, bewarb er sich um ein städtisches Stipendium: die Liste der Beteilten erscheint ohne seinen Namen, der durch ein bloßes Versehen ausgefallen ist. Als er, die Zähne aufeinander beißend, das Zeitungsblatt weggelegt hat und verzweifelt dem Prater zuschreitet, hält ihn ein Bekannter an mit der Frage, ob er einen Hofmeisterposten übernehmen wolle. In geborgten Kleidern stellt er sich dem Eisenhändler Pollak vor und wird engagiert. Das war im Frühjahr 1884.

Längst hatte David einen Haufen unreifer Jugendpreßien dem Feuer preisgegeben; aufatmend sammelte er nun seine Kraft zum ersten Roman, der nach ein paar unter dem Massenaufgebot in Franzos' „Dichterbuch" erschienenen Liedern Oesterreich auf ein vielversprechendes Talent von herber Sonderart hinweisen sollte: „Fanny". Diese Leistung litt an einem Zwiespalt, da die beiden dem jungen Schöpfer geläufigen Hemisphären, mährisches Bauernwesen und wienerisches Studententum, sich nicht wärmer zusammenschlossen, aber die aus kluger Kühle und sinnlichem Lebensdurst gemischte Mädchenfigur war ihm außerordentlich gelungen. Gleichwohl hatte diese „ewige Jüdin", wie David elegisch scherzte, lange Mühe, den Weg von der Deutschen Zeitung in das Buch „Höferecht" zu finden. Am nächsten verwandt ist „Blut"; doch vorerst überließ David sich mit der „Tochter Fortunats" so schülerhaft dem großen und gefährlichen Muster C. F. Meyers, daß ich immer wieder ihn warnte: Sie meyern! Bis er nach geraumer Zeit frei erklärte, die „Meyerei" liege nun dahinten.

Ohne inneren Antrieb, sondern notgedrungen, was noch das letzte Buch „Vom Schaffen" mit überstrengem Unmut bezeugt, trat David in den Journalistenberuf und diente erst unter dem vielgewandten K. E. Franzos, der ihn übrigens weder „entdeckt", noch je anders als subaltern behandelt hat, dann unter dem liebenswürdigen B. Groller bis 1887 der Neuen illustrierten Zeitung in Wien. Er wollte nicht für den Tag schreiben, was der Tag verzehrt, sondern Dauerndes dichten. Rasch in vielen Entwürfen, war er zähflüssig in der Ausgestaltung, ebenso leicht hingerissen wie gestört. Der

Leser wird nun die Schar mustern und, sei es auf freiem historischem Hintergrund des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts, sei es ohne archaisierendes Kleid, den Anstieg von ungerundeten Geschichten mit lyrischen Einschlägen, von feinen Charakterstudien zu wirklichen Novellen verfolgen, bis David in der „Hanna" die Höhe gewinnt. Und nicht das Gruppengemälde der jungen Leute vom Quartier latin Wiens, die „Am Wege sterben", trotz meisterhaften Partien, sondern das einheitlich komponierte, in sicheren Abschattungen durchgeführte Bild einer sinkenden Familie vom Brillantengrund, „Der Uebergang", bezeichnet sein stärkstes Können im Roman. Und zwar reifer, als das zum Teil vorbildliche „Vierte Gebot" unter den Dramen Anzengrubers dasteht, dem David in einer kleinen Monographie gehuldigt hat; ein in seinen drei Personenreihen gar zu ungleiches Werk. Die Epik Davids brach sich langsam Bahn, denn diesem phrasenlosen prägnanten Stil haftete im Gegensatze zum landläufigen oder künstlerisch verfeinerten Wienertum etwas Ungefälliges und Ungeselliges an, ohne holden Leichtsinn, ohne bewegliche Virtuosität. Aber sie haftet wirklich mit ihrer knappen und herben Gedrungenheit, die nachdenklich auf Dämmerseiten des Lebens, doch unpessimistisch weilt und wiederum gern ein Stück blauen Himmels durch das Schwarz und das Grau hindurchleuchten läßt. Die Sprache geht meist auf den harten, schweren Sohlen des Landkindes, das nie in großstädtischem Literaturbetrieb recht einheimisch geworden ist, aber die Ich-Erzählung und die Wechselrede mit der lebendigsten Natürlichkeit führt. David hat nirgend dem Kunststück, immer in heißem Bemühen

und unter „starken Wehen“ der Kunst nachgestrebt. Wie ernst er es nahm, lehren testamentarisch die Bekenntnisse „Vom Schaffen“, bei manchen Halbwahrheiten und manchem Eigensinn ein Denkmal des Stolzes zugleich und der Demut, die ihre selbständige Werkstatt hier verschlossen hält. Nach dem Renaissancekünstler der Schweiz scheint, wie schon gesagt, Anzengrubers Urkraft am stärksten auf ihn gewirkt zu haben, dann die Russen, Turgenjew; ist doch nicht zufällig sein letzter Essay ihrer modernen Epik gewidmet. Der Lyriker, von dem Oberhaupte des Wiener Feuilletons, Ludwig Speidel, warm begrüßt und ihm für diesen Willkomm herzlich dankbar, hat den melancholischen Trieb seiner Lebensbeichten, die Wucht seiner Visionen, das schrille Mißklingen seiner Proletarierlieder nie fruktifiziert, sparsam und tief, selten sanghaft, keineswegs ohne Wohllaut und ohne süße Quellen in der Salzflut. Der Dramatiker seufzt in einem Brief, er werbe nun sieben Jahre lang um die spröde Bühne, habe sich aber nicht einmal eine Lea erfreit, und sein letzter trüber Versuch „Der treue Eckart“, mit dem Ausblick auf Bismarck, konnte die Bretter noch viel weniger erobern, als die an Feinheiten reichen, doch nach Laubes kurzem Lieblingswort gar nicht „dreisten“ Wiener Stücke. Das Mißgeschick, das unsern Freund überall verfolgte, blieb ihm auch bei diesen Bewerbungen treu, denn Helene Hartmann, eine unvergleichliche Vollnatur, wurde von rascher Krankheit in denselben Tagen hinweggerissen, da sie das Schauspiel „Neigung“, Kontrastreihen aus dem Haus eines heillosen Projektschmiedes, im Burgtheater zum Sieg führen sollte.

Wir haben vorgegriffen und kehren in die Zeit zu-

rück, wo David die ersten, leider nicht klingenden Erfolge fand. Hatte er manches Jahr schon sein Wohl und Wehe und sein schriftstellerisches Streben der „klugen und guten“ Base Ernestine, von der ihn später das Leben schied, rückhaltlos zugetragen und durch sie auch Erleichterung aller Art gefunden, so ging ihm ein neues helleres Dasein auf im Hause des Bildhauers Heinrich Natter. Der hatte ihn, den stummen Fremdling, um Weihnachten 1886 einmal an seinen offenen Tisch gezogen und im nächsten Sommer als Gast in der schönen Villa zu Gmunden wochenlang beherbergt. So entspann sich ein Lebensverhältnis. Der „Meischter“ war durch Kraft und Gunst vom armen Bildschnitzer zu großen Leistungen emporgediehen, eine sonnige Natur, Genie und Kindskopf, wild und heiter. Er konnte im Jähzorn den Speer auch gegen die Liebsten schleudern und das köstlichste Behagen um sich ausbreiten, konnte mit dem hellen Losungsruf Cinquecento! begeisterte Kunstgespräche führen und sich wieder an lustigen Schnurren vergnügen. Seine Arbeit ging ihm ernst, aber ohne Skrupel von der Hand. Er war ein mit allen Naturreizen innig vertrauter Mensch, ein ausgezeichneter Erzähler, ein stets auf die Ergänzung alter Bildungslücken bedachter Geist. Jeder mußte dem rundlichen Tiroler mit dem braunen Kraushaar und den blitzenden Augen gut sein. „Eine Flamme,“ schrieb David von ihm; „selbst in ewiger Bewegung, macht er auch andre beweglich“. Für solchen Segen ließ der seltsame, nie eigentlich liebenswürdige, oft mißmutig in sich versunkene Kauz sich gern, auch wenn es derb geschah, von Natter schrauben; etwa so, daß er auf den lauten

Ruf „Sie, Herr David!" im wiegenden Gang, den Kopf nach Art der Schwerhörigen vorgebeugt, herbeitrottete und dann seinen neuen Novellentitel ins Ohr gedonnert erhielt: „Woran starb Sionida?" Frau Ottilie hingegen glättete taktvoll alles, was an Davids Manieren verwahrlost erschien, ging auf jedes wissenschaftliche und dichterische Interesse ein und war immer dabei, wenn er, der gern und gut lehrte, die sehr begabte, damals halb kindliche, halb altkluge Tochter zum Verständnis des antiken und des modernen Dramas hinführte. Lebensvoller Geschichtsunterricht, sogar ein Kurs des Spinozismus schlossen sich später diesen für beide Teile genußreichen Stunden an. Schon der erste Sommer gab seiner Schaffenslust Schwingen, mocht' er, während Natter das Götterbild modellierte, denselben Loki in Versen aufrufen, oder, als es abends nach einer kunsthistorischen Unterhaltung gewitterte, aus dem Augenblick heraus das Gedicht „Symbol" auf der Gartenterrasse niederschreiben. 1888 kam er, voll von großen Eindrücken des Tauerngebietes, nach Buchau am Achensee und erzählte gleich, welch ein fruchtbares Motiv er unterwegs eingefangen habe; in der Vorhalle nah bei Natters Tiroler Mutterfäßlein wurde dann rasch dies „Gold" ausgemünzt. Und die nächsten Jahre bis 1891 machten ihn als hingebenden Lehrer des etwas schwächlichen, höchst liebenswürdigen Siegfried zum beglückten Hausgenossen der Familie. Mit ihr zog er, als das Denkmal Walthers in Bozen enthüllt werden sollte, gen Schluderbach und auf die Mendel, und mir sind die angeregten Abende beim Kalterer Seewein so gegenwärtig, wie der lustige Unsinn, den wir großen und kleinen

Kinder unterwegs trieben, David voran. Denn er hatte zwar sehr böse Stunden und sträubte die Stacheln nach außen, konnte aber auch kreuzfidel sein, komische Alphabete reimen und den Anfang des „Toggenburg" oder Goethes steife Faustverse „Ein großer Kahn ist im Begriffe, Auf dem Kanale hier zu sein" in wunderlichen Melodien anhaltend vor sich hin summen. Auch nach dem frühen Tod unseres lieben Meisters Heinrich ist David häufig am schönen Traunsee eingekehrt und hat in diesem Frieden bis 1905 dankbar die Muße zu gesammeltem dichterischem Schaffen gefunden, die ihm der leidige Brotjournalismus versagte. Da schrieben wohl zu gleicher Zeit als Gäste Frau Elsa Bernstein-Rosmer an ihrem „Tedeum", David am „Regentag", den er Akt für Akt vorlas.

Die pädagogische Tätigkeit bei Natters und Weisweillers sowie in anderen Familien hatte doch eben nur dazu gedient, unsern Freund über Wasser zu halten, und was er während des „innigsten Zusammenlebens, so wohl und stark wie noch nie" peinlich sparte, wurde nebst einem liberalen Zuschuß aus Freundeshand von der Doktorpromotion verschlungen, die 1889 nach gewissenhafter Vorbereitung auf Grund einer Arbeit über Pestalozzi in Wien erfolgte. Nicht des äußeren Titels wegen, sondern weil die Welt sehen sollte, daß dieser vermeinte Bohémien einen tüchtigen Studiengang zurückgelegt habe. Er war unermüdlich und schuf in den neunziger Jahren wie auf der mühsam erklommenen Höhe des nächsten Lustrums Werk nach Werk, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Wenn „Die Zeit" den „Uebergang" für ihr Feuilleton ankaufte, gab

es wohl eine erkleckliche Zubuße, doch die Buchhonorare blieben dünn, der Annahme stand manchmal schon Davids abschreckende Handschrift im Weg, und vom einigermaßen sicheren Ertrag des Journalismus lebte man aus der Hand in den Mund. Die Schwestern-Fröhlich-Stiftung und der Bauernfeld-Preis brachten ein paarmal höchst willkommene Hilfe.

Ende Mai 1891 hatte David sich verheiratet und mußte, da er kein gemächliches Alter voraussah, alles anstrengen, seiner aufopfernden Gattin und dem heißgeliebten erblühenden Töchterchen Marlene eine bescheidene Zukunft zu gründen; nicht bloß durch die längst erworbene Mitgliedschaft der „Concordia". „Ich lebe der Hoffnung: wie ich bislang meine Ehre rein hielt — und ich habe auch nach meiner Ehe noch bittere Tage durchlebt — so wird's auch fürder gehn . . . Ich habe alles Elend, alle Engherzigkeit am eigensten Leibe erduldet, ich bin einsam"; „Ich will nicht betteln, nicht schmarutzen. Und so hoffe ich denn mich durchschlagen zu können; ich möchte nicht prassen, aber auch nicht hungern, nur das stille bescheidene Leben eines einfachen Menschen führen, der nicht katzbuckeln will und wahrhaftig nicht glücksverwöhnt ist. Sollte das nicht gehen? Da müßte doch der Teufel seine Hand im Spiele haben, und ich glaube nicht, daß er das auf einen so armen Kollegen gemünzt hat." So schrieb er denn zehn Jahre lang unter anderm für das Neue Wiener Journal neben dem guten Kameraden Foges, war trotz den Hemmnissen seines Gehörs und Gesichts ein eifriger Theaterkritiker und suchte die literarischen Verbindungen mit Berlin, wo er auch persönlich vorsprach, fester

zu schürzen. Mißerfolge auf den Brettern mußten ertragen werden; aber das Ansehen des Epikers wuchs besonders mit dem „Uebergang", der „Hanna" immer höher, so daß die Appellation vom Publikum an die Einzelnen, von der Jury an den Richter, d. h. an die Besten, die man kenne (Vorwort zum „Frühschein"), zwar der Gesinnung nach in Ehren blieb, doch den Tatsachen nicht mehr entsprach.

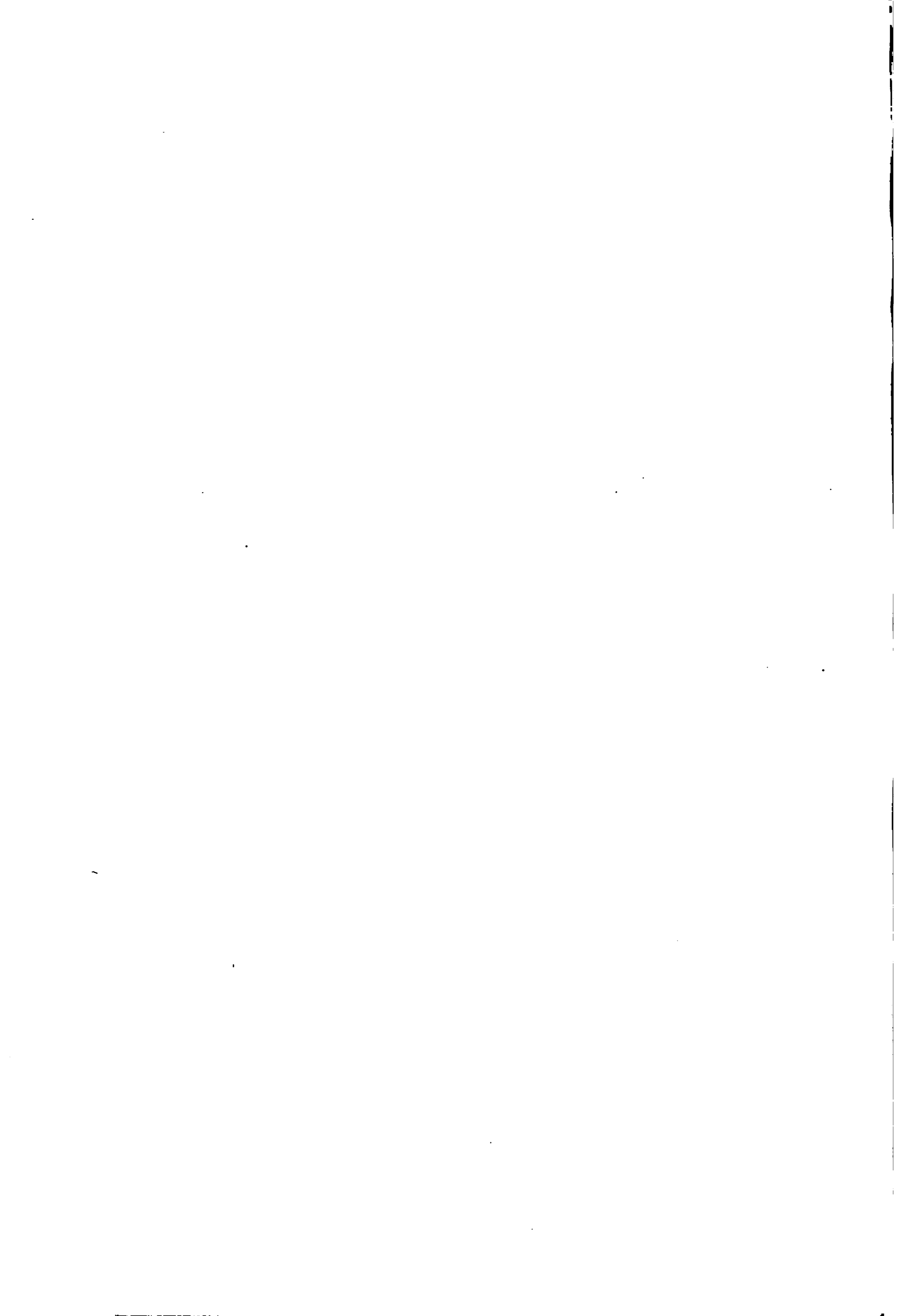
Das Stiefkind des Glücks sollte keine Ruhe, keinen Genuß finden. Schon während der Goiserer Sommerfrischen 1902 und 1903 spürte David, wie seine von jugendlichen Entbehrungen im Mark getroffene Gesundheit unwiederbringlich zerrann. Nach schweren Influenzaanfällen entwickelte sich ein furchtbares Lungenleiden, ein mehrjähriges Sterben mit allen Vorboten des unentrinnbaren, grausam heranschleichenden Endes. Wohl rang sich aus seiner Brust in Stunden der Pein das Gebet „Der Herr erlöse mich bald!" oder ein wilder Fluch, aber stärker blieb immer die Pflicht gegen Weib und Kind, der mannhafte Entschluß, bis zum letzten Hauche sich mit geistiger Arbeit aufrecht zu halten. Der erste Kliniker Wiens, Nothnagel, der wirklich nach seinem naiven Wort ein guter Mensch und ein guter Arzt war, schickte ihn im Frühling 1905 nach Ragusa. Von Frau Julie geleitet, feierte der Absterbende ein wehmütiges Wiedersehen mit dem Troppauer Schulgenossen Oberstleutnant Mandel in Sinj an der dalmatinischen Grenze. Der Ostermontag ließ ihn auf einer Wagenpartie das Auge an Spiel und Tanz der morlackischen Jugend weiden, und wenn er auf sonniger Terrasse im Schaukelstuhl die Landschaft überblickte,

von der Gastfreundin mit aller Fürsorge umgeben, rief er Bilder einer Jugend herbei, wo ihn keine weiche Hand betreut hatte.

So ging es in zähem Ringen mit der nagenden Krebskrankheit abwärts von Monat zu Monat. Der Sieche, Schlafmittel von sich weisend, schrieb fort, so lang seine müden Finger den Stift zu halten vermochten, auch „Halluzinationen" des Fiebers, und diktierte dann mit allmählich versagendem Atem. An seinem Bett saßen Liebe und Freundschaft. „Ich fühle mich verbunden, nun der letzte Rest meiner Kraft durch immer neue Anfälle eines tückischen Leidens ohne jede Möglichkeit einer Regeneration zerstört scheint, meinen Freunden für ihre rührende Anhänglichkeit, meiner Frau für ihre Treue und ihre Pflege zu danken, die mich mindestens einmal von jenem Strand zurückriß, wo ich mich wahrhaftig lieber früher angesiedelt hätte." Oder im letzten Monat mit Ehrfurcht gebietender Gelassenheit: „Ich bin durchaus nicht zu bedauern nach meiner Gesinnung. Ich meine tragen zu können, was mir beschieden zu sein scheint, und zwar ohne Gebärde von Heroentum, zu der nicht der mindeste Anlaß und keine Neigung in meinem Wesen liegt. Meine materiellen Angelegenheiten sind doch erträglich im Reinen." Er hatte sein Haus bestellt und den Freunden die Sorge für seine Werke ans Herz gelegt. Zu dem treuen Besucher A. v. Weilen scherzte er noch über den Nekrolog, den dieser bald schreiben würde. Kränze und Grabreden, mit den üblichen lauten Duzapostrophen, hatte er sich ausdrücklich verbeten. Er ist als ein in der Arena des

Lebens erprobter tapferer Mensch dahingegangen am 20. November 1906; seine Schöpfungen bleiben.

Berlin. Erich Schmidt.



Leben

Der Mutter

Du starbst, und ich war nicht zugegen,
Hab' nicht die treue Hand gedrückt;
Du starbst und gabst mir nicht den Segen,
Hast mir zu meinen wirren Wegen
Den Scheidegruß nicht zugenickt.

Ich bin allein seit vielen Jahren,
Und trag' es klaglos, wie ich muß;
Nur hätt' ich gerne doch erfahren,
Wie lind auf früh ergrauten Haaren
Liegt einer Mutter Abschiedskuß.

Still geh' ich weiter, ach alleine!
Und finster ist's, wohin ich seh',
Und wenn ich klage nicht, noch weine —
Mein ganzes Leben scheint mir eine
Tiefbange Klage und ein Weh!

Not

Du bist seit meinen Kindertagen,
Seitdem ich denke, mir vertraut;
Ich habe oftmals, sonder Zagen,
Ins ernste Auge Dir geschaut.

Ich habe viel mit Dir gerungen,
So sieglos und so ohne Ruhm.
Und ausgekostet, durchgerungen
Dein voll und ganz Martyrium.

Du gabst ins Herz mir bittre Reue,
Nahmst jedes Glück, das sich mir bot:
Und doch, ich liebe Dich, Du Treue,
Du meine beste Freundin, Not.

Denn ob vor Deinem rauhen Walten
Mein Jugendglück — wie bald! — entschwand:
Wohl mir! ich habe ausgehalten —
Durch Dich gekräftigt hielt ich stand!

Gebet

Allmächtiger! Du hast mir viel genommen,
Du weißt allein, was alles ich verlor;
Mein Auge sieht die schöne Welt verschwommen,
Und nur gedämpft, gedämpft und leise kommen
Des Lebens Laute in mein krankes Ohr.
Einst tat mir's weh — und war zu meinem Frommen,
Ich dank' Dir's heute, schalt ich Dich zuvor —
Du hast mir vielen Jammer, manches Grauen
Erspart zu hören und erspart zu schauen . . .

Nacht

Schon deckt beschattend Dein Gefieder
Des Tages Licht, Du nahst mit Macht.
Auf starken Schwingen steigst Du nieder,
Du meine Mutter, stolze Nacht!
Nun öffnen sich der Seele Pforten,
So streng geschlossen kaum zuvor,
Und meinem Weh und seinen Worten
Leihst Du Dein mir geneigtes Ohr.

Nun stehn die Gassen öd und düster
Und, wie in ewig regem Leid,
Haucht sein verhallendes Geflüster
Dein Wind durch Deine Einsamkeit;
Nun birgt das Kleine ernst Dein Schleier —
Den Blick beirrt' es kaum zuvor —
Doch riesenhaft und ungeheuer
Wächst wahrhaft Großes nun empor.

Ich liebe Dich, bin Dir entsprungen,
Und feind dem Tag, so laut und dreist;
Das Wenige, das mir gelungen,
Du gabst es dem verwandten Geist;
Dein Anhauch ist es, der zur Lohe
Der Seele trübes Licht entfacht —
Sei mir willkommen, ernste, hohe,
Sei mir gegrüßt, ersehnte Nacht!

Lang hielt ich meines Lebens Steuer

Lang hielt ich meines Lebens Steuer
Ziellos in ungewohnter Hand;

Nach manchem Sturm und Abenteuer
Begrüß' ich nun ersehntes Land.
Ich fuhr um Glück nach allen Winden,
Und sieh! es war mir also nah ...
Fast geht es mir wie jenem Blinden,
Da er, geheilt, die Erde sah.

Zum Himmel, ernst und blau und nächtig,
Hub er sein Auge, nachtbefreit;
Hoch oben sah er, still und prächtig
Unzählig Stern an Stern gereiht.
Er sah die Erde schlafbefangen,
Ihr Bette perlenübersät ...
In seiner Seele war ein Bangen,
So heilig, wie ein fromm Gebet.

Es hielt ihn seines Herzens Hämmern,
Das allzu ungestüme, wach;
Er sah in falbes Grau verdämmern
Das nächt'ge Dunkel allgemach;
Wie aus geheimnisvollstem Bronnen
Ergoß sich plötzlich jäher Schein ...
Da schrie er auf: „Zuviel der Wonnen!
Halt ein, Allmächtiger! halt ein!

Ich bin seit meiner Kindheit Tagen
An meines Lebens Nacht gewöhnt;
Ich hab' mein Leiden still getragen,
Wohl gar damit mich ausgesöhnt;
Nur stumm und nimmer ausgesprochen
Schrie in mir Sehnsucht um das Licht ...
Nun ist mein Tag herangebrochen —
O Gott! und ich ertrag' ihn nicht ...!“

Entsagen

Ich sah im Blauen tief verschwimmen
Die weiße Stadt, die grüne Flur,
Und zu mir sprach mit tausend Stimmen
Die ernsthaft schweigende Natur.

Und fremde Blumen sah ich glänzen
Hoch über mir auf jähster Wand —
Ich griff dereinst nach reichern Kränzen,
Als die ergreifbar meiner Hand.

Ein Gießbach grollt — Du wirst versiegen —
Und wenn mein Herz einst stürmisch schlug,
Entsagen lernt es, sich besiegen —
Ach, beides kostet Leid genug . . .!

Mahnung

Immer fühl' ich, wie mir starke
Trauer tief im Herzen quillt,
Seh' ich an des Dorfes Marke
Des Erlösers Kreuzesbild.

Denn es mahnt — und nicht vergebens —
Mich an ein= wie dreierlei:
Daß das Leiden dieses Lebens
Zweck und Maß und Richte sei.

Ahnung

Die wilden Wasser hört' ich tosen
Im Lied, das gern mein Ohr vernimmt,
Und sah, wie überm Bodenlosen
Das Rot der Abendsonne schwimmt.

Und über mir und mir zur Seiten
Der firnen Gletscher schweigend Reich —
Da möcht' man weiter, weiter schreiten:
Zu welchem Ziele, gilt wohl gleich . . .

Sonst war ich doch im Hoffen träge.
Und nunmehr will mir immer sein,
Als stünd' erwartend wo am Wege
Ein einsam Glück und harrte mein . . .

Glück

Ich weiß nicht, was es war, vielleicht ein Traum,
Der mir in schwerer Winternacht erstand,
Ein Mädchenwort, gehaucht, geflüstert kaum,
Und schon verklungen, eh' ich's recht verstand.

Es war vielleicht ein scheuer Sonnenstrahl,
Der spät erhellte meinen dunkeln Pfad,
Vielleicht der Ausblick in ein tiefes Tal,
Ein lichtdurchfloßnes, das ich nie betrat.

Es war vielleicht, nach langem Einsamsein,
Ein Weggenosse für ein kurzes Stück —
Man sagt, ein jeder müsse glücklich sein,
Nun, dieser Dinge einem glich mein Glück!

Du bist allein . . .

Du bist allein und Dir wird bang.
Du sinnst und träumst in Dämmerungen;
Da dringt zu Dir verwehter Klang,
Geboren nun und nun verklungen.

Das ist der Nachhall, ist der Ton
Der Leiden, die Du durchgelitten.
Du bist so müd, weißt nicht, wovon?
Und kaum, warum Du hast gestritten.

Verweinter Augen will Dir nahn
Das Glück, das einst Dein Herz begehrte —
Du bist so schwach, weißt nicht, woran
Sich Deine beste Kraft verzehrte . . .

Frühling

Mich trägt kein Flügel,
Kein starker Fittig;
Nur der Tauwind leiht mir
Gerne die Schwingen,
Daß ich der Erde
Weiten durchfahre,
Unsichtbar, gestaltlos.

Doch naht das Dunkel,
Und schlägt das Mondlicht
Zwischen Himmel und Erde
Die silberne Brücke —
Dann steig' ich hernieder,
In Menschengestaltung
Durchschreit' ich den Hain,
Darin meinem Anhauch
Sich Knospen erschließen,
Und Blumen, die ich
Ferne gelesen,
Sie streu' ich mit milder
Hand auf die Flur.

Bis der Morgen graut,
Bis die Wangen der schämigen
Nacht erröten;
Mit der ersten Lerche
Steig' ich dann auf.
Und ziehe weiter,
Den Menschen entschwind' ich
So rasch und so flüchtig
Wie holdester Nachttraum —
Und doch bin ich ewig
Wie das Wünschen und Sehnen
Verlangender Seelen
Nach mir — und dem Glück . . .

Herbstlieder

I.

Ich habe, diesen Weg zu gehen,
Vermieden manches liebe Jahr.
Ich wünschte dem kein Auferstehen,
Das einmal hell, doch sündig war;

Das ich aus meines Lebens Kreise
Gewaltsam bannen hab' gemußt —
Es geht mit mir. Es flüstert leise,
Und hebt sich sehnend mir zur Brust.

II.

Der Jungwald hebt ein heimlich Singen —
Entschlafend spricht er noch mit sich;
Durchs Blaue scheue Sterne dringen
Und flirren fern und ängstiglich.

Wohl war dies Tal, wohl war ich selber
Vormals von stärkerm Licht erhellt —
Nun färbt das Laub sich gelb und gelber
Und wirbelt heimlos durch die Welt . . .

Alpenglühen

Das Licht verwebt im Blauen,
Der Nachtwind irrt und raunt;
Das Auge, müd vom Schauen,
Besinnt sich kaum und staunt:

Es sieht der Berge Ketten
In roten Gluten stehn —
Dort will auf Rosenbetten
Der Tag zu schlafen gehn.

Symbol

Im Westen siehst Du grau zu Tal
Die schwersten Wolken hangen —
Das mahnt der Tage mich zumal,
Die mir vergangen . . .

Im Osten schläft im Wetterlicht
Der künft'ge Glut verborgen —
Gewittert's mir, gewittert's nicht?
Das ist mein Morgen . . .

Dazwischen guckt ein Endchen Blau,
Als ob's vor beiden scheute —
Die Deutung kennst Du, edle Frau:
Das ist mein Heute . . .

Befreiung

Ich möchte nimmermehr die Drohne
Im Immenstock des Lebens sein;
Doch bin ich allzulang im Frohne,
Die frißt mein innerstes Gebein.

Ich nahm noch nie von fremden Tellern,
Was milde Hand mir aufgespart;
Nur münz' ich allzulang zu Hellern
Das Gold, das mir gegeben ward.

Zu lange nur schnürt meine Schwingen,
Lähmt jeden Aufschwung starres Erz —
Geduld, mein Herz! die Ketten klingen,
Bald bist Du frei, Geduld, mein Herz!

Absinth

Mein Lieben, Träumen, Grollen
Ist früchtelos verrauscht,
Wenn meine Segel schwollen,
Hat sie der Sturm gebauscht;
Gewaltig klingt sein Gellen
Im Takelwerk, den Raan,
Mein Schifflein will zerschellen —
Ei nu — was geht's mich an?

Es starb das heil'ge Feuer,
Das auf dem Mast gesprüht;
Die Hand verließ das Steuer —
Sie war wohl allzumüd.
Sie sucht nicht mehr durch Sunde
Die klippenfreie Bahn . . .

Sie hebt das Glas zum Munde —
Ei nu — wen geht's was an?

Und hab' ich nie besessen,
Was je mein Herz begehrt —
Du Taumeltrunk Vergessen,
Du bleibst mir immer wert!
In Dir versenkt zur Stunde
Sei was man mir getan . . .
Ihr sagt, ich geh' zu Grunde?
Ei nu — was geht's euch an?

Nächtig Leid

Das ist das allerschlimmste Leid,
Davon macht Dich kein Arzt gesunden,
Das bang das Licht der Sonne scheut,
Und Dich beschleicht in Dämmerstunden.

Wenn Dir des Tages Lärm verrann,
Wenn seine Sorgen Dir verbleichen,
Stumm tritt es an Dein Bett heran,
Setzt sich dazu und will nicht weichen.

Es spricht nicht und es regt sich nicht,
Sieht Dich nur an mit ernsten Brauen —
Du bangst, in seinem Spukgesicht
Bekannte Züge zu erschauen.

Und tote Liebe, stummer Gram,
Ein jedes Arg, das Dir geschehen,
Sie feiern, wenn die Stunde kam,
Ihr herzbeklemmend Auferstehen.

Wie bluten in der Einsamkeit
Jäh aufgerissen alte Wunden —
Glaub' mir! es ist das ärgste Leid,
Das Dich beschleicht in Dämmerstunden ...

Ein seltsam Klingen

Vor jähem Schrecken bin ich aufgewacht:
Ein seltsam Klingen kam mir durch die Nacht.

Um mich die Finsternis, stumm, ernst und groß,
Ich aber saß und horchte regungslos

Dem fremden Tone, der bald also bang
Wie nachtverirrten Kindes Weinen klang;

Dann wieder gellend, wie wenn alle Kraft
Ein Mann im Todesschrei zusammenrafft.

Verhallend schwang dies Rufen in mir nach —
Ein alt Erinnern ward mir jählings wach.

Und jener dacht' ich, die mich einst umfing,
Bis jedes seine sondern Pfade ging.

Als uns ein graues Scheiden da getagt,
Den letzten Gruß hat sie mir zugesagt.

Ich sah ihr nach — talabwärts war ihr Gang —
Bis sie der Schmutz der Straße mir verschlang,

Bis sie in Not und leichtem Sinn verdarb —
Wer weiß, in welchem Spittel sie mir starb,

Ihr Mund verstummte, der so hell gelacht?
Ein seltsam Klingen kam mir durch die Nacht ...

Späte Liebe

Er spricht:

Ein feines Rieseln ist's, das mich umtaut,
Was ist die Nacht so atemlos und laut!

Wie eingewiegt in Liebesseligkeit
Umfängt mich schlummertrunken das Gebreit.

Kaum daß ein leiser Hauch mein Stirnhaar rührt
Vom Nachtwind, der den späten Reigen führt.

Und regungslos und schweigsam ist die Welt —
Da sieh, welch seltam Leuchten sie erhellt!

Welch ahnungsvolles, dämmerschönes Licht
Um Berg und Tale sich verklärend flicht!

Bracht' es der Mond, der just durch Wolken drang?
Der firne Schnee auf ferner Berge Hang?

Wie, oder hat die Nacht in Tag verkehrt
Die späte Liebe, die mein Herz verklärt? . . .

Das Mädchen:

Das schien mir immer schlimm getan,
Mußt' junges Blut den Greis umfahn.
Nun weiß ich selber, wie das sei,
Wenn man dem Winter gibt den Mai.

Die Schwestern brachten reich Geschmeid,
Dazu ein überteuer Kleid:
Mit Seide ward ich angetan —
Ich hatte keine Freude dran.

Mir sprachen alle herzlich zu,
Und sagten: Selig Liebe Du!

Mir wies der Spiegel an der Wand
Zwei Augen, drin ein Weinen stand.

Sie priesen ihn gar überlaut,
Er selber kam, er hieß mich Braut,
Er sprach gar liebevoll und klug.
Was nur mein Herz so ängstlich schlug?

An meinem Finger stak der Ring —
Der Freier schied — wie müd' er ging!
Was er gewollt? Weiß nicht genau —
Ich sah nur eins — sein Haar ist grau! . . .

Ein Nachruf

Und als er starb, der friedelose Mann,
Und Urlaub nahm von seines Lebens Leide,
Die allerletzte Schlummerstadt gewann
Der Müde auf der winteröden Heide.

Der Tag war grau, und nicht ein Sonnenstrahl
Hat jener Stunde das Gewölk gelichtet.
Sie haben ihm ein dürftig Totenmal
Aus unbehaunen Steinen aufgerichtet.

Der Frühling kam; man sah ein junges Grün,
Sah Knospen allenthalben sich erschließen;
Im Sommer durfte dann ein spätes Blühn
Aus einem blütenlosen Herzen sprießen:

Denn auf dem Hügel stand das Heidekraut
Und wogte sacht mit seinen blauen Glocken —
Ein Pärchen kam zum Grab; die junge Braut
Brach eine Blüte, starrte, stand erschrocken:

Ein Wehen zog — sie horchte unverwandt —
In ihr erklang's wie dumpfe Totenklage;
Sie faßte, den sie liebte, an der Hand:
„O komm! entfliehen wir zum grünen Hage!

So traurig, wie ich immer sie vernahm
Erklingen hier des Windes leise Sänge,
Als ob ein tiefer, wortloser Gram
Darin nach Ausdruck und Erlösung ränge.

Mir ist, als ob ein ruheloser Geist
Zum Lichte, das er haßte, auferstünde.
O komm! Mein tiefstes Herze ist vereist,
Und unser Glück erscheint mir hier wie Sünde ..."

Aus losen Blättern

„Es steht gar schief" ... „Es kann nicht halten."
„Gewiß, es fällt vorm ersten Braus" ...
Sie lasse kritteln, Gott laß walten —
Und bau' dein Haus.

Einem jungen Freunde

„Wie mag ich unter also schweren
Gewittern rein durch's Leben gehn?"
Du mußt Dir's einfach zu erklären,
Doch zu verklären auch verstehn.

Von Zweien

Er spricht:

Ich bin die Glut, ich bin die Flamme,
Du bist wie Seehauch sanft und lind;

Ich bin aus Judas finsterm Stamme,
Du bist ein blond Germanenkind;
Dir starb von Bethlehem der Seher,
Ich habe Heiland nicht noch Heil;
Und jedem anderen wird eher
Als mir Dein reines Herz zuteil.

Ich nannte nie ein Heim mein eigen,
Du wohnst in wohlgefugtem Hag;
Mein Reich sind Finsternis und Schweigen —
Du selber bist ein Maientag;
Und doch, ich lasse Dich mit nichten:
Nah ist die Stunde, wie mir scheint,
Da Deinem Tag, dem ewig lichten,
Die Nacht zum Dämmern sich vereint . . .

Das Mädchen:

Vorüber zog er mir im ersten Grauen:
Ich sah ein todesfarb' und ernst Gesicht;
Zwei Augen glühten unter dunkeln Brauen
So traurig, wie ein Allerseelen-Licht;
Im Abendwinde flog sein schwarzes Haar,
Gehobnen Hauptes durch die Menge schritt er:
Vorüber zogst Du wie ein Ungewitter
Und meine Seele folgt Dir immerdar . . .

Einsamkeit

Die frischbegrünten Zweige deuten
Mit zarten Fingern himmelan;

Verhallend tönt gedämpftes Läuten
Von fernher über Flur und Plan . . .

Mir sendet wohl zum Gruß dies Klingen
Die Stadt, so weltenferne weit —
Mein Herz umschnürt mit tausend Ringen
Die schreckhaft stumme Einsamkeit . . .

Die Einsame

I.

Wenn ihrer Seele das Verstummen,
Und dieser Welt der Abend kam,
Erhub sie gern ein singend Summen,
Das neben ihr kein Ohr vernahm:

„Ich hab' vergessen nicht, verwunden,
Was also mich vordem bedrängt;
Mich mit mir selber abgefunden,
Nur sei mir Neues nicht verhängt.

Mein Leben selbst will mir entgleiten.
Ich seh' es schweigend und allein.
Nur ist es traurig, ziellos schreiten
Und also wegemüde sein . . .

Vertreten hab' ich längst die Schuhe,
Darin's zu tanzen mich verlangt —
Gib mir die Ruhe, Herr, die Ruhe,
Darnach allein die Müde bangt!"

II.

Keine Straße sollst Du schelten,
Die Du jemals hast begangen,

Sei sie steinig gleich und weglos —
Denn Du mußt sie dennoch wieder
Einst mit wunden Füßen wandern
Bis zu ihrem letzten Ziel ...

Keinen Brunnen sollst Du schmähen,
Der an Deinem Pfade sprudelt,
Ob er bitter gleich und salzig —
Denn verhängt ist Dir die Stunde,
Da Du also schmachtest, daß Dir
Selbst daraus der Trunk erwünscht ...

Und Du sollst kein Leid verwünschen,
Das Dein Herr Dir auferlegte,
Schein' es noch so unerträglich —
Denn ein Kreuz kann Dir verhängt sein,
Schlimmer, schwerer, denn Du ahnest,
Und Du trägst es, wenn Du mußt ...

Herbst

Spätsommer war's und kahl das Land,
Der Tag ging just zur Neige;
Zwei Mädchen brachen Hand in Hand
Durch rankendes Gezweige.

Sie wandten singend sich zur Stadt —
Ich aber stand erschrocken:
Ein erstes, herbstverwehtes Blatt
Lag auf der Einen Locken ...

Die Welt entschlief, es sang der Bach
Sein Schlummerlied den Landen ...

Ich aber sah den beiden nach,
Die mir im Duft entschwanden . . .

Roman

Er war verwaist, durch frühe Not gestählt,
Sie ihres Hauses allerbest Geschmeide,
Und dennoch hat sie gleiches Leid beseelt:
Sie waren liebesarm und elend beide.

Sie kannten sich, sie sah'n einander gern,
Begehrten, sich in Liebe zu umfassen;
Sie mieden sich, eins blieb dem Andern fern,
Und konnten nicht entsagen noch sich lassen.

Nun kam ein Tag, todtraurig, sonnenlos —
Ein schwerer Tag im Spätherbst ist's gewesen —
Da ruhten müde Hände ihr im Schoß.
Die Runen ihr im Antlitz durft' er lesen.

O trübe Schrift! da sprach ein Leidenszug
Von Tränen, ungeweint in Dämmerungen,
Vom Kummer, den ein starkes Herz ertrug —
Da sprang er auf und hielt sie heiß umschlungen.

Kein Liebesfrühling war's; den Reigen schlang
Der Nebel in der Stadt, auf grauer Heide . . .
Ein Kuß . . . Was beide zu einander zwang?
Sie waren liebesarm und elend beide . . .

Glaub' mir!

Sang nur die Amsel nicht so helle
Ihr süßes Abendlied vom Lieben,

Und zog mein alter Spielgeselle,
Der Wind, nicht raunend um die Schwelle:
Glaub' mir! ich wär' daheim geblieben . . .

Und lag nicht hell auf Bergeszinnen
Ein letztes Abendlicht der Sonnen,
Und sprach's nicht laut zu meinen Sinnen:
Eil' denn! dein Tag will auch verrinnen —
Glaub' mir! ich ward dir nie gewonnen . . .

Lethe

Im Irren war ich überlang gegangen,
Nun senkte heimwärts sich mein müder Pfad;
Ich saß allein; der Himmel war umhangen,
Und schluchzend schlug die Seeflut ans Gestad.

Zum Ufer sah ich starke Wogen rollen,
Stahlgrün geharnischt und die Helme blank;
Ich sah ihr Drängen und vernahm ihr Grollen,
Indeß ein Träumen meine Brust bezwang.

Und da ich so, die Augen halb geschlossen,
In wachem Schlummer saß und einsam sann:
Ahnt' ich, wie alles, das ich kaum genossen,
Wie selbst das helle Bild um mich zerrann.

Das Leid verflog, das ich als mein empfunden,
Die Stürme schwiegen, die in mir gewühlt;
Ich rührte sacht die Narben alter Wunden,
Ich hab' verwundert keinen Schmerz gefühlt . . .

Begehrt' ich einst, das Glück der Welt zu zwingen?
Und schlug mein Herz verlangend einst und heiß?

Mir schien mein Sein, mein Wollen und mein Ringen
Ein wüster Traum, des Ende niemand weiß.

Geträumt die Schläge, die zu tief mich trafen,
Geträumt auf meinem Pfad das späte Licht . . .
Als wäre meine Seele längst entschlafen —
Woran und wie? Ich weiß es selber nicht . . .

Nun sind versiegt . . .

Nun sind versiegt die Menschenwogen,
Die durch die Stadt geflutet sind. —
Der laute Jubel ist verflogen,
Und nur sein Nachhall bebt gelind.

Erloschen ungezählte Kerzen,
Die man entzündet und entfacht. —
So glimmet noch durch tausend Herzen
Die helle Weihe heil'ger Nacht.

Und willst Du nicht ins Freie gehen,
Hält Dich der Frost in seinem Bann,
So sieh — ein Wunder ist geschehen:
Es kam zur Stadt der grüne Tann.

Es ist wie Mährlein und Gedichte,
Das Unerhörte ist Dir nah, —
Was ohne Frucht, trägt heute Früchte,
Und Früchte, die kein Aug' sonst sah.

Und fänd' ein Zweifel in Dir Stätte,
Und packte Dich die Christnacht nicht,
So tritt an Deines Kindes Bette
Und blick' ihm in sein heiß' Gesicht.

Die Wänglein glüh'n . Es träumt. Die Reihen
Der Lichterchen sieht's noch entfacht. —
Blick' hin — Du siehst die höchsten Weihen,
Das reinste Wunder dieser Nacht!

Erster Schulgang

Heut' hab' ich mein Mäderl zur Schule gebracht,
Gar schlimme Gedanken hab' ich gedacht:
Mein Herzenskleinchen, mein Sonnenscheinchen
Nun tust Du auf deinen flinken Beinchen
Aus unserer überängstlichen Mitte
In die böse Welt die ersten Schritte,
Und bist für immer hingegeben
Dem schlimmsten Feind — ich meine das Leben.
Lernst früh aufstehn und tausend Pflichten,
Unnütz als nötig Ding verrichten.
Wir haben Dir jede Lüge verwehrt —
Nun siehst Du, wie sie die Welt durchfährt;
Wir hielten Dich an zu Wahrheit und Reinheit —
Wer aber siegt? Wahr Dich! Die Gemeinheit.
So ziehen Dir ins Herzelein
Der Gram, der Neid, der Argwohn ein,
Und endlich wirst Du, mein süßes Kind!
Wie sie, wie wir, wie alle sind . . .

Ahnung

Einen Bettelbuben sah ich
Jüngst am Straßenrande stehen.
Ausgestreckt um milde Gabe

War die Rechte, und die Augen,
Schwarz und klug und dreisten Blickes,
Sahen fordernd in die Welt.
Und ich gab ihm reiche Spende
Kleiner Münze, was ich eben
Bei mir trug, und grüßt' ihn mir.
Wandte mich, und mir im Herzen
Klang es also: Betteljunge,
Du wirst wachsen und ein Mann sein,
Und die Blicke Derer trägst Du,
Welche sich die Welt erobern.
Hart gehämmert hat Dich Elend;
Elternlos und sonder Anhang,
Ohne Weichheit, wirst Du steigen —
Steigen auf zu stolzen Höhen.
Führt Dich dann Dein Weg an dieser
Straß' vorüber, dann sei milde
Und gib meinem frühverwaisten,
Zarten, blonden, armen Kinde,
Wenn's am Raine bettelnd steht.

Weihnacht

Das Christkind klopft leisen Fingers an
Von Herzen an Herz. Ihm wird aufgetan.
Und aus den offenen Herzen fällt
Ein Strahl des Lichts in die finstere Welt.
Paläste füllt er mit hellem Schein,
Er leuchtet fröhlich durchs Kämmerlein —
Die sonst das strenge Leben geschieden,

Eint heut ein heiliger Gottesfrieden —
Ein Wunder, nie mocht ein größeres sein . . .

Und deckte der Schnee die Blüten auch zu —
In Deiner Seele die Blüten heg Du;
Und schlittet der klingende Frost durch das Land —
Halt offen die Brust und tu' auf Deine Hand.
Und also werde jedem sein Teil
Von Weihnachtslust und der Christzeit Heil.
Wenn Sorgen den Glanz der Augen Dir scheuchten,
Erbau Dich an fremder Augen Leuchten,
Daß sich der Frieden auf Erden verweil'!

Und liegt in endloser Ferne gleich
Das heiß erflehte, das künftige Reich;
Und herrscht auf Erden noch stets das Gebot
Der nagenden Sorg' und der bitteren Not,
Regieren diese verstörte Zeit
Noch immerdar Haß und immerdar Streit —
Für kurze Weil' bringt die Argen zu Schweigen.
Es ruft das Christkind — auf denn zum Reigen,
Der aller Sorgen überschreit . . .

Ostern

Willst Du Osterwunder? Schreiten
Mußt Du dann durch Tal und Hang.
Sonnenstrahlen, sie geleiten
Tröstlich Dich auf Deinem Gang.

Und dem Glanz, den jungen Lichtern,
Drängt entgegen Keim und Keim.

O wie kräftig, o wie schüchtern
Regt sich Leben insgeheim.

Veilchenblau magst Du erspähen
Unter braunem Blätterfall:
Grabeslegung, Auferstehen
Zeigen Dir sich überall.

Und ein scheues Glückesmahnen
Fühlst Du lächelnd Dir geneigt —
Offen wird Dir jedes Ahnen,
Wenn Dein Mund auch drüber schweigt.

Wieder an die Brust Dir schmiegen
Will sich Frühlings Lust und Trug —
Wenn die tausend Glocken schwiegen,
Spräch' in Dir es laut genug!

Ich sang ein Lied

Ich sang ein Lied, doch mir verklang die Weise,
Das Wort verflog und ich kann's nimmer fahn.
Zag meldet's sich — Du pochst, verirrte Waise,
An fremdes Tor, Dir wird nicht aufgetan.
Bist Du mein Kind? Ich muß mich erst besinnen;
In meiner Seele ist es tot und stumm . . .
Ich sang ein Lied, ich sang ein Lied vom Minnen,
Ich hab's verlernt. Wer lehrt's mich wiederum?

Nur dünkt mir oft, in meiner Seele Tiefen
Schläft arg verzaubert immer noch Gesang;
Oft scheint es mir, als ob da Quellen riefen
So lebenheischend und erstehungsbang.
Als wollt' ein Born in Einsamkeit verrinnen —

Wer deckt ihn auf? Ich seh mich träumend um ...
Ich sang ein Lied, ich sang ein Lied vom Minnen,
Ich hab's verlernt. Wer lehrt's mich wiederum?

Das sind meine Toten ...

Das sind meine Toten. Laut pochen sie an,
Kam die Stunde zum Träumen und Sinnen;
Dann seh' ich den Vater, den zornigen Mann,
Und die Mutter — längst zog sie von hinnen;
Dann ziehen mir auf mit ernsthaften Brau'n
Die frühe gestorb'nen Geschwister —
Das sind meine Toten. Es bringt sie das Graun,
Der Nachtwind, der Dielen Geknister.

O lang ist, so lang ist, o lang ist die Schar,
Und jeden weiß ich zu nennen:
Ein Fremder scheint d'runter; blond weht ihm das Haar
Und die Blicke verlangen und brennen.
Jach schreck' ich zusammen; mit Augen hohl
Starr' ich nach dem frischen Gesichte:
Du trutziger Knabe, ich kenne Dich wohl —
Doch sage: Du weilst noch im Lichte ...?

„Ja, hälftig" ... Zur Hälfte der Finsternis
Und den Toten bist Du verbunden;
Die Wunde, die Dir in's Leben riß,
Die hast Du nimmer verwunden:
Dein grader Fuß geht krumme Bahn,
Und Dein wahrhafter Mund spricht Lüge ...
Das sind meine Toten; ich sehe sie nahn,
So stumm und voll heimlicher Rüge ...

Gerichtstag

Aufgerufen hab ich meine Seele,
Aufgerufen vor mein streng Gericht:

Als ein Adler wurdest Du geschaffen
Flügelstark und prächtig, recht ein Adler:
Der sein golden Auge hebt zur Sonne
Und sie antrotzt, ganz aus gleichem Rechte:
Der auf seinem Fittig trüg' die Fehle
Dieser Welt empor zu Gottes Throne,
Der sich hübe, weitgespannt die Schwingen,
Ueber alle, alle Niederungen,
Kleinen Raub verschmäht, der Kraft gewiß —
Stark vor vielen warst Du und Du bist mir
Nun ein armer, armer Sperling worden,
Aengstlich piepsend, ganz dem Boden pflichtig.
Der im Straßenkot sein Futter findet . . .

Keine Antwort wußte meine Seele;
Keine Antwort, und sie fror vor mir.

Meine Seele hab ich vorgerufen,
Vorgerufen vor mein streng Gericht.

Mein Lied

Ich weiß, mein Lied wird nie gesungen
Von jungen Stimmen hell im Chor;
Doch sagt's, vom Dämmern lind bezwungen,
Vielleicht ein Träumer gern sich vor.
Ob vieles zur Vollendung fehle,
Er hört, in Lauten trüb und bang,

Das Atmen einer müden Seele,
Die hart um Licht und Leben rang.

Es dunkelt. Und wenn lind und leise
So Form wie Farbe rings verschwimmt,
Erklingt in seiner Brust die Weise,
So dämmerfroh und unbestimmt.
Und wenn dann, tief in seinem Innern,
Ein Abglanz meines Leids ersteht,
Soll er des Dichters sich erinnern,
Des Name längst im Wind verweht . . .

Lieder von der Straße

Meine Muse

Ich bin kein Dichter, nur ein Späher,
Ich hör', was unterirdisch kocht,
Wie schwielenfäustig der Plebejer
An der Paläste Pforten pocht.

Umirren sah ich auf den Gassen
Das Laster, wenn sonst alles schlief,
Und hörte, wie selbst Gott verlassen,
Das Elend laut nach Hilfe rief.

Das gab es wohl von Anbeginne —
Doch nun, weil's weltverschlingend droht,
Klingt also trüb, was ich ersinne,
Und meine Muse heißt sich Not . . .

Abendgang

Will der Tag, des Wachens müde,
Sich zum Schlummer sacht bereiten,
Mag ich volksbelebte Straßen
Still und sinnend gern durchschreiten.

Und mein Herz, das ungestüme,
Schlägt in immer stärkern Schlägen.
Fremdes Glück und fremdes Leiden
Wollen wechselnd es bewegen.

Fremdes Leid? Nein, fremd geblieben
Ist mir nur der Freude Reigen,
Jedes Grämen, das ich schaute,
Lebt' ich mit, es ward mein eigen.

Manches Bild bewegten Lebens
Zeigt sich wandelnd meinen Blicken:
Mir vorüber huscht die Dirne,
Zieht das Troßvolk der Fabriken.

Wagen seh' ich mir vorüber
Eilends zum Theater fliegen —
Seh' manch stillbegnügsam Pärchen
Eng sich aneinander schmiegen.

Mag ja sein, daß Mann wie Mädchen
Schwer im Tagelohne karrte;
Eine Seele wußte jedes,
Die des Müden sehnlich harrte.

Aber ich — hat mich die Arbeit
Wirr und dumpf und stumpf entlassen —
Keine liebe Rechte weiß ich,
Starken Druckes sie zu fassen.

Also träum' ich, hör die Türme
Laut der Zeiten Flucht verkünden,
An des Abends Lohe seh ich
Stern nach Sterne sich entzünden,

Und im Tiefsten fragt und sorgt mir
Eine ewig rege Stimme,
Wann für meines Lebens Nächte
Solch ein dauernd Licht erglimme . . . ?

Sonntag

Zum Prater war ich gegangen,
Zur stillsten, fernsten Au;
Zu Füßen ein Blütenprangen,
Zu Häupten des Himmels Blau.

Und als ich heimwärts kehrte,
Da war ich müde genug;
Im Wirtshaus saß ich und leerte
Ein Glas in durstigem Zug.

Ein Garten war da. Drin brannten
Die Lichter flackernd zumal;
Behütet von Vettern und Tanten
Saß manches Mädchen im Saal.

Wer naht sich euch verlangend —
Bewacht ist jeder Tritt.
Ich dacht' an Eine, die bangend
Mit dem Liebsten seitwärts schritt.

Das Leid der Armen, Verderbten,
Erstand mir klagevoll —
Indes der Haß des Enterbten
In meiner Seele quoll.

Meine Nachbarin

Meine Nachbarin ist lange blind
Und hat nicht lang zu leben;
Ihre Tochter trägt ein ledig Kind,
Weiß nicht, wem Schuld zu geben.

Das katzebalgt nun Tag um Tag,
Und schimpft sich um die Wette;
Für Scheltwort Scheltwort, Schlag für Schlag —
Die reine Bettlermette.

Dazwischen wächst ein junges Blühn —
Man möcht es Sumpfdost heißen: —
Die Wangen rot, die Lippen glühn,
Die dunkeln Augen gleißen.

Noch fließt ein Strahl des reinen Lichts
Um ihre helle Stirne —
Noch weiß sie nichts, noch ahnt sie nichts,
Und lacht schon wie die Dirne . . .

Eine Verlorene

Da es Frühling worden,
Kam er mir gegangen,
Gab mir süße Worte,
Gab mir güldne Spangen.
Brachte mir Juwelen
Heimlich zugetragen —
Was ich ihm gegeben?
Ach! ich kann's nicht sagen!

Und nun saß ich heute
An des Stromes Fluten,
Auf den Wellen träumte
Fern ein Tagverbluten;
Und am Himmel sah ich
Graue Wolken jagen —
Was in mir erwachte?
Ach! ich kann's nicht sagen!

Burgmusik

Verlaufen Volk in dichten Reihn,
Ein fernes Hörnergellen —
Und schrill und schriller klirrt darein
Das Rasseln der Tschinellen —
Die Burgmusik! Sie zieht herauf,
Da leeren sich die Stuben;
Dahinter kommt ein wüster Hauf:
Das sind die Kappelbuben.

Das jauchzt und johlt, durchpfeift den Wind,
Gibt seine Lust den Lüften;
Dazwischen geht ein schönes Kind
Und wiegt sich in den Hüften;
Es jubelt mit, schlägt Hand in Hand,
Als ob's im Himmel wäre —
Die Seligkeit für ein Gewand,
Für einen Tanz die Ehre!

Wegerich

Eine arme
Wilde Blume
Weiß ich, mir vor allen wert,
Oft erquickte
Mich ihr Anblick,
Hat mir Leid das Herz beschwert.
Stolz're Schwestern
Hat die Wiese,
Schöner Blühen kennt die Au;
Keine trägt sich
So wie diese
Ganz und gar in Silbergrau.
Grau das Blattwerk,
Grau der Stengel,
Grau das Köpfchen, blaubereift,
Es erzittert
Jedem Anhauch,
Der es etwa unsanft streift.
Bücke Dich!
Welch feines Duften!
Tief ins Herze sog ich's ein —
Meine arme
Wilde Blume,
Wehe mir, vergäß ich Dein!

Am Wege

Ich kannte Eine. Wie sie hieß?
Wer nennt das Wort, das mir verklang?

Vergessen ist's. Ich weiß nur dies,
Daß ich sie liebte und umschlang.

Das Lied von der, die mir entschwand,
Singt nun der Nachtwind meinen Ohren —
Am Wege hab' ich sie verloren,
Die sich zu mir am Wege fand . . .

Im Volkston

Ich hab' kein Haus, ich hab' kein Nest,
Ich hab' kein Hochzeit und kein Fest;
Ich hab' kein' Hof, ich hab' kein Feld,
Ich hab' kein' Heimat auf der Welt.
Am Himmel selbst der Schauerstrich,
Den fürchten sie nicht so wie mich;
Mir geht's nicht gut, mir geht's nicht schlecht —
Und so, gerade so ist's recht . . .

Liebe

Werbung

Ja, Liebesgrüßen, Liebesleid,
Die hast Du mir gelehret
Du süße, stolze, schöne Maid,
Nach der mein Herz begehret;
Und ist mein Werben ungelenk,
Und mag Dir's nicht behagen:
Herzliebe, Traute, dann bedenk',
Ich lernt' es erst vor Tagen!

Ich bin ein Weih, der einsam zog
In Wolken seine Kreise,
Ein wilder Falk, der sich verflog;
Nun bin ich müd der Reise;
Nun dauert mich mein wirrer Flug,
Gern möcht' ich Heimstatt grüßen:
Der kleinste Platz wär mir genug,
Geliebte, Dir zu Füßen!

Liebfrauentag

Liebfrauentag! Als ob sie sängen,
So rufen Glocken himmelan;
Und aus der Stadt, der weiten, drängen
Die Menschen festlich angetan.
So komm doch! unter grünen Hecken
Im Waldesschatten, süßes Kind,
Laß uns ein junges Glück verstecken
Vor Menschen, die uns neidig sind.

Zu kurzer Ruhe laß Dich nieder —
Was ist der weite Wald so hold!
Sieh — jener Amsel schwarz Gefieder,
Die Sonne übergießt's mit Gold,
Wie anmutsvoll ist jene Helle,
Die jäh durch Buchenkronen dringt!
Sieh, wie behende die Libelle
Den stahlgefärbten Fittig schwingt!

Sprich: kennst Du auch die holde Sage,
Des Tages Deutung, ganz genau?
Du weißt, es stieg an diesem Tage
Gen Himmel unsre liebe Frau;
Schon war bereitet sie zum Fluge,
Schon klang der Englein Festgesang:
Da kam herzu in wirrem Zuge
Viel armes Volk, das Leid bezwang.

Denn aus geborstner Bäume Stumpfe
Kroch manche Natter scheu hervor;
Die Kröte kam aus ihrem Sumpfe,

Der feuchte Molch verließ sein Moor.
Der Eidechs ist herzu gelaufen,
Die Blindschleich' nahte sich bedacht;
Es haben vor dem hellen Haufen
Die Unken Marschmusik gemacht.

Die Mücke flog herzu, die kecke,
Saß schlau auf Engelein und stach,
Indes die brave, stille Schnecke
Als Sprecherin zur Herrin sprach:
„Maria! immerdar verschlossen
Muß uns der lichte Himmel sein,
Führst Du, als Deiner Fahrt Genossen,
Uns heute nicht mit Dir hinein.

Ach, frage nicht, was uns die Erde,
Du meine Güte! jemals bot.
Ach, eitel Leiden und Beschwerde,
Nichts als Verfolgung und als Not.
Du trugst das Heil auf Deinen Armen,
Der Welterlöser ist Dein Kind —
So trage mild mit uns Erbarmen,
Die wir vom Heil verstoßen sind!"

Maria neigte sich dem Volke
Und sprach: „Heut ist mein Ehrentag.
Drum nehme Platz auf meiner Wolke,
Was Platz zu finden nur vermag.
Heut öffnen sich des Himmels Luken
Und offen liegt das höchste Glück —
Das dürft Ihr schauen und begucken,
Dann senkt zur Erde Euch zurück.

Und zum Erinnern jenem Heile,
Das Euch zu dieser Frist ergötzt,
Sei meines Tages kurze Weile
Zu stetem Frieden Euch gesetzt;
Da werdet frei von allen Nöten,
Da sei die Freude Euch zur Pflicht,
Kein Mensch soll Euch bedrängen, töten —
Nur quält mir meine Menschen nicht!"

Nun weißt Du, warum Heimchen schrillen,
So holdes Licht durch Zweige dringt;
Warum den Wald, den mittagstillen,
Ein Finkenruf so laut durchklingt. —
Es schwärmen jubelvoll die Mücken,
Es glänzt so hell der weite Hag —
Komm! laß Dich an das Herze drücken:
Süß Lieb: heut ist Liebfrauentag!

Am Abend war es...

Am Abend war es, und der Bach
Floß rötlich zwischen grauen Weiden,
Als Jakob zu dem Dämon sprach:
O, segne mich, bevor wir scheiden.
Warst Du zu kraftvoll auch für mich,
Bin ich doch kampflos nicht erlegen,
Eh wir uns trennen, Engel, sprich
Noch über mich den Scheidesegen. —

Am Abend ist's. Müd bis zum Tod,
Möcht ich mit letzter Kraft Dich fassen,
Du spätes Glück, das sich mir bot,

Ich kann Dich leichten Kaufs nicht lassen.
Mein kampfesmüdes Herze fleht:
Spät bist Du, Engel, mir begegnet,
Doch sei es Nacht, sei's noch so spät,
Geh nicht, bevor Du mich gesegnet.

So wunderlich . . .

So wunderlich hab' ich geträumt:
Es kam, nachdem es lang gesäumt.
Hat listig, gleich dem Dieb zu Nacht,
Das Kammertürchen aufgemacht.
Dann huscht's herein. Aus Augen blau

Sah hell um sich die schönste Frau.
Die Wange rosenfarben war,
Dem Sonnengolde glich das Haar,
Der süße Mund zum Kuß sich bot —
Und, dem es galt, der Mann war tot . . .

Fortgegangen bist Du

Fortgegangen bist Du
Ohne Abschiedsgruß.
Ahnest nicht, wie Deiner
Stets ich denken muß.

Daß mein Herz vor Sehnsucht
Nach der Fernen schwillt,
Daß vor meiner Seele
Allstund steht Dein Bild.

Und in stillen Nächten
Hielt, wie oft! mich wach
Jenes Wort von Liebe
Das Dein Mund nicht sprach.

Wenn dann später Schlummer
Mir aufs Auge sank,
Stand vor mir Dein liebes
Antlitz blaß und krank.

Und aus meinen Träumen
Hört man mich erschrein:
Fortgegangen bist Du,
Und ich bin allein!

Es tut wohl weh . . .

Wohl tut es weh, ein Kind gestorben wissen,
Doch größer Leiden ist, es sterben sehn;
Ernsthaft doch still, das Herz von Gram zerrissen,
An seinem Krankenbettchen tröstend stehn.

Und lächeln müssen, bis das Sein geschwunden,
Und Todesfrieden sein Gesicht verklärt —
Begreifst Du, was ich kummervoll empfunden,
Da Deine Seele mir sich abgekehrt?

Ein Winternachtstraum

Ein Sehnen

Die Arme breit' ich aus. Wozu? Wonach?
Nach rechtem Glück? Ich hab es nie genossen.
Die Türe selbst, durch die ein Lichtstrahl brach
In meines Lebens Nacht, ward jäh geschlossen.

Den jungen Stolz, den sie mir einst verargt,
Ich sah ihn wund zum Tode auf der Bahre,
Mit eignen Händen hab' ich eingesargt
Die dreisten Träume meiner Kinderjahre.

Und allgemach gewann ich teure Ruh' . . .
Nun schreckt mich auf ein heißestes Begehren —
Die Arme breit' ich aus. Wonach? Wozu?
Unselig Herz! wann lernest Du entbehren!

So kam's . . .

Und als ich müde ward: Durch stäte Not,
Durch fruchtlos Kämpfen müd' und fast verbittert,
Erschienst mir Du, Du spätes Morgenrot,

Das tauend ein vergletschert Herz umwittert;
Und meiner Tage bester ging mir auf,
Da sprach ich Dinge, die ich sonst wohl hehle,
Und legte meiner Sorgen wüsten Hauf
Othello gleich auf Deine Seele . . .

Denkst Du daran? Die Mittagsonne brach
Durchs Blattwerk fremder Palmen und Dracänen,
Indes ich müd von Winternächten sprach,
Von Einsamkeit und Not und wirrem Sehnen.
Ob bei den Bildern, welche ich beschwor,
Nicht fremde Schauer kalt Dich überliefen?
Du Sonnenkind! Dir schlug zuerst ans Ohr
Der Angstschrei aus des Lebens Tiefen . . .
Gewann Dich das? Ich frag' und sorge nicht,
Wer weiß, wie eines sich dem andern schickte!
Wer forscht, aus welchem Schacht die Quelle bricht,
Die ihn in heißer Wanderzeit erquickte?
Er trinkt und rastet, sieht die klare Flut
Im tiefen Grund auf blanken Kiesen schäumen,
Und möchte ihr zunächst und traumgemut
Des Lebens armen Rest verträumen . . .

Gleichnis

Aus des Glückes
Prunkvoll reichem,
Rings mit tausend
Bildern geschmücktem
Taumelpokale
Tat ich den ersten
Lechzenden Zug.

Und zum ersten Male
Ist nun ein lieber
Traum meines einsamen
Lagers Geselle.
Du gabst mir ihn.
O laß ihn mir weilen!
Das scheue Seelchen,
Scheuch' es mir nimmer!
Daß Wohlduft und Süße
Mein Tiefstes erfülle,
Daß mir es ergehe
Wie jenem, den einstmals
Ein mächtiger Traumgott
Nachts seiner Heimat
Klingendem, ewigem,
Schauderndem Froste
Südwärts enttrug.
Er sah und staunte:
Sah fremde Blumen,
Sah Quellen schreiten
Durch grünendes Land,
Und horchte verwundert
Hellstimmiger Vögel
Tönendem, süßem
Frühlingsgesang.
Und da er erwachte,
Da blieb ihm in tiefster
Verschwiegenster Seele
Ein heimliches Glück,
Im ewigen Winter
Ein Frühlingserinnern:

An eine Nachtigall,
Die ihm geschlagen,
An eine Stunde,
Die er genossen,
An eine Rose,
Deren Duft gespenstig
Und dennoch hold
Des wieder Einsamen
Träume durchwebte . . .

Geschwister-Flammen

Ich sage Dir: doch wirst Du kommen,
Nicht freien Willens, nein, Du mußt!
Ein Liebeslicht war erst erglommen
Geheim und stark in meiner Brust.

Wie fanden dann, die mich bezwangen,
Die Gluten Eingang in Dein Herz?
Ein Wehen ging, die Funken sprangen,
Erst glomm's, nun lodert's allerwärts.

Nun glüht uns heilig Flammenweben
Die Seelen schlackenrein und jung:
Und zwei Geschwister-Flammen streben
Nach heißester Vereinigung.

Mein Teil

Von Deinen Sorgen, sonst der Welt verschlossen,
Mein vollgerüttelt Maß hab' ich genossen:

Wenn aber Freuden erst die Schmerzen heilen —
Ich werde sie mit Dir, mein Lieb, nicht teilen.

Und werde dennoch, muß ich einst entsagen,
Mein Los nicht schelten, noch mein Sein beklagen.

Mit einem Andern magst Du fürder wallen —
Mir ist ein besser Teil als ihm gefallen.

Denn zum Gelage und zum Freudenféste
Entfacht man Fackeln und entbietet Gäste —

Von Sorgen aber und von Kümmernissen
Darf neben Gott nur der Geliebte wissen.

Ich

Stets bin ich meinen stillen Pfad geschritten.
Und der und jener hat mich hart bestritten.
Ich aber schwieg in allen diesen Fehden —
Nun will ich einmal von mir selber reden.
Ich habe manche harte Frohn verrichtet,
Auf jedes rechte Glück hab' ich verzichtet.
Die andern schmatzten an gefüllten Trögen;
Ich übte Kunst nach innerstem Vermögen,
Bestrebt, was ich in meiner Seele Gründen,
Im Lebensdickicht aufgespürt, zu künden.
Und stummen Schmerzen, die gen Himmel schrien,
Hab' gern ich Ohr und kräftig Wort geliehen.
So, kann ich mich den Größten nicht vergleichen,
An Mut und Wahrheit muß ich keinem weichen,
Und also mein' ich, noch zu künft'gen Tagen,
Wird Manches, das ich still geschaffen, ragen.

Entsühne mich

Und ist ein Herz vom Wege abgeirrt —
Im Buch der Bücher steht es so geschrieben —
Ein jeder Fehl und jede Sünde wird
Vergeben um ein starkes, volles Lieben.

Und ward ein Mann vom Pfade je gedrängt
Durch Fügung oder eigenes Erkühnen,
Das Weib, das liebend ihn zuerst umfängt,
Im Kusse darf's ihn priesterlich entsühnen.

Du bist die Priesterin, das Heil. Wie lang
Ersehnt' ich Dich, die längst mein Herz verkündigt —
Umfasse mich! Ich bin so müd und schwank . . .
Entsühne mich! Ich habe viel gesündigt . . .

Epistel

All' Deine Süße, Deine Anmut hab' ich
Empfangen tief im dankbarsten Gemüt
Und mich daran erfreut, sie Dir gespiegelt,
Bis Deinen Wert Du kanntest und erschrakst,
Wie reich Du seist, so fürstlich mir zu spenden.
Und eines Mägdleins mußt' ich da gedenken,
Das ich in längstvergangner Zeit belauscht
Ganz sonder Arg. An einen Weiher trat es,
Darauf Nymphäen schwammen, den die Rüster,
Die schwanke Erle mit behenden Schatten,
Tiefgrün ins Grün, geschmückt, durch den ein Flirren
Geheim vom Grunde ging. Es trat ans Wasser
Und ließ verschämt das Hemdlein gleiten, sah
Die eigne Schönheit leuchtend rückgespiegelt

Im feuchten Aug' der stillen, tiefen Flut —
Und flammend schlug ein Rot ihm ins Gesicht,
Das es in beiden Händen barg, und schämte
Sich vor sich selbst und wußte nicht warum,
Und war ganz ohne Fehl . . . .

Die Zeit ist stark

Die Zeit ist stark. Sie wird ertöten,
Was fast uns beide übermannt.
Die Zeit ist stark: Du wirst erröten,
Daß Du, Geliebte, mich gekannt.

Die Zeit ist stark. Du wirst mich senden
Ins Leben, das mich fahl umgraut;
Du stürzest selbst mit eignen Händen
Den Tempel, den Du Dir gebaut.

Die Zeit ist stark. Und wenn in Wettern
Der scheue Glückstraum uns zerstiebt,
Dann grüßt Dich aus vergilbten Blättern
Des Mannes Geist, der Dich geliebt.

Und Deine Seele faßt ein Schauer,
Die toter Liebe Flüstern hört —
Die Zeit war stark! Wie kurzer Dauer
War, was uns beide so verstört!

Abend

Ich sah der Ulmen Wipfel färben
Ein allerhellstes Sonnensterben;

Im Blauen eine Wolke schwimmen
Und tiefgeheimer Glut erglimmen.

Als wollt' es liebend sie umfahen,
Geballtes Grau sah ich ihr nahen;

In Eines beide dann verrinnen —
Schon steuern sie gesellt von hinnen.

Das war wohl seliges Vereinen —
Hier Glühen, dorten Widerscheinen!

Ach! flösse so in tausend Flammen
Dein hell, mein mächtig Los zusammen!

Wunder der Liebe

War mein lieber Gast die Liebste;
Dämmerspät ist sie gekommen.
Oed und traurig war das Stübchen,
Und sie saß gesenkter Wimpern;
Ich doch flehte und beschwor sie:
„Schlag sie auf, die Rätselaugen,
Lasse mich die Sterne schauen,
Wie der Nordstern dem Piloten
Ziel und Richte meinem Leben."
Zögernd tat sie's; stilles Leuchten
Floß durchs dunkelnde Gemach.

Da die Liebste aber immer
Ernst in Schweigen noch verharrte,
Bat ich wieder: „Liebe Seele,
Sprich ein Wort, ein einzig Wort!
Nur ein armes Liebeswörtlein,
Daß mein Herze sich erlabe."
„Nimmer tu' ich's, Arger, Holder!"

Kam's zurück, und Rosenduften
Floß geheim durch meine Brust.

Endlich hub sie sich, zu gehen;
Ich doch, unersättlich, flehte:
„Wunder viel hast Du gewirkt:
Brachtest Licht der dunkeln Seele,
Lenz dem winteröden Herzen —
Still und bang ist mir zu Mut.
Fände nun Dein Mund den meinen,
Jedes Trübsal, glaub mir's, wiche,
Und ich sänge leidbefreit".
Zögernd stand sie nah der Schwelle —
Plötzlich, im Entschweben, wandte
Sie das Köpfchen, ihre Lippen
Rührten flammend an mein Haupt —
Und nun treiben tausend Lieder,
Liebeslieder drin ihr Spiel.

Nun laß mich schweigen...

Nun laß mich schweigen; Deine rechte Hand
Mit starkem Drucke lasse sie umspannen,
Schlag' auf die Augen, welche mich gebannt,
Die Zauberkreise, die Dämonen bannen;
Auf meinem Haupt, das Deiner einzig denkt,
Laß ahnen mich den Druck der lieben Linken,
Und was uns je gequält und je bedrängt,
Laß uns verwehn, verklingen und versinken.

Sieh, Deine Nähe selber macht mich jung;
Da darf ich wohl das alte Märchen glauben

Von jenem Borne, draus ein einz'ger Trunk
Das Herz berauscht, wie Feuersaft der Trauben:
Dem Born der Liebe. Ach, auf irrer Fahrt
Sucht' ich darnach und fand ihn doch mit nichten —
Doch wie der ist und welches seine Art,
Ist Dir's genehm, so kann ich's Dir berichten:

Er fließt im Walde, weltfern, laubumhegt,
Und wieder hart vor Deines Hauses Schwelle;
Du ahnest ihn. Ein heißer Wunsch bewegt
Dein Herz, betritt Dein Fuß die heil'ge Stelle,
Die tiefgeheime; denn ihr Zugang ist
Verhohlen, wie des Paradieses Pforte,
Und wer ihn findet, siehe, der vergißt
Das laute Leben und der lauten Worte.

Dem steht die Welt in eitel Sonnenlicht,
Dem flammen seiner Brust geheimste Gründe.
Er schweigt. Aus seinem Tiefsten aber bricht
Ein heißes Stammeln, das sein Glück verkünde.
Durch seine Seele zieht, ein starker Braus,
Der stummen Seligkeiten lauter Reigen . . .
Fand ich die Quelle? Trank ich gar daraus?
Mein Herz ist trunken — Liebste, laß mich schweigen . .

Sein Traum

Und immer, wenn der Tag die Erde ließ,
Erstand ein Bild den überwachen Sinnen:
Ein trautes Nest. Ihm schien's ein Paradies,
Die Herzgeliebte schaltete darinnen;
Und kam er heim, dann schlang sie Arme weiß
Um den Ersehnten, küßt' ihn stark im Dunkeln.

Er flüsterte: „Was ist Dein Mund so heiß . . .“
Sie gab zurück: „Was Deine Augen funkeln!“

Dann saßen sie beseligt still selband —
Sie liebt' an seine Brust ihr Haupt zu lehnen —
Und sprachen wieder ernsthaft, Hand in Hand,
Von ihren Sorgen und von ihren Plänen.
Und wollte beiden dann der Rede Fluß
Vorm Ueberschwange des Empfindens stocken,
Dann fand sein scheuer Mund im raschen Kuß
Der Schwererrung'nen dunkelbraune Locken.

Und dann, wenn unter also holdem Tun
Die Schatten über seine Stirne glitten —
Sie merkt' es, raunte: „Sag', was sinnst Du nun?“
„„Wie vieles Leid um Liebe Du gelitten!“
Sie lachte hell: „Du lieber Tor! und mußt
Du immer Dich mit toten Sorgen tragen?“
Ein schweres Seufzen brach aus seiner Brust:
„Mein Glück bedrängt mich! Liebste, hilf mir's tragen!“

Hier schloß sein Traum. Er barg sein schmal Gesicht
In seine müden, arbeitsharten Hände.
Er war allein. Ein fahles Lampenlicht
Erhellte seiner Stube kahle Wände.
Sein Herz, das ungestüme, schlug mit Macht,
Durch seine Glieder lief ein jähes Beben,
Und schleppenrauschend fühlt' er durch die Nacht
Sein graugeaugtes Traumglück sich entschweben . . .

Frage

Und mochte mir ein rauhes Wort entfliegen
Und hätt' ich Dich verletzt, Dir weh getan,
Verzeih. Du weißt, aus meiner Seele stiegen
Nur heiße Wünsche für Dich himmelan.

Du weißt, das Leben war gar hart uns beiden,
Und hat uns Gram und manche Not gebracht —
So wurdest Du mimosenhaft durch Leiden,
Ich aber wurde rauh und ungeschlacht.

Der Felsschlucht gleicht mein Herz: Vereiste Zinnen,
Und Nebel, wallend, die kein Strahl durchbrach.
Nur eine bange Blume blüht darinnen;
Sie zittert einsam ... Lüstet's Dich darnach? ...

Nun ruhen wir ...

Nun ruhen wir. So fühl', wie bange
Die Pulse hämmern;
In meine Hand schmieg' Deine Wange
Im Abenddämmern.

Die Sonne sinkt; und eh' im Blassen
Der letzte Schein irrt,
Laß wieder mich das Heil umfassen,
Das niemals mein wird.

Nachhall

Durch Lieder bist Du mein geworden,
Und wenn sich unser Wandern schied

Beklagt in hallenden Akkorden
Dir mir Verlorne noch mein Lied.

Mein müdes Herz zur Ruh zu singen,
Beschwör' ich dann die Melodien,
Der Nachtwind nimmt sie auf die Schwingen
Und trägt sie Dir vors Fenster hin.

Dann fährst Du auf. Es ist ein Staunen
In Deinem Busen miterwacht:
„Was will dies ahnungsvolle Raunen,
Das mir das Wehen zugebracht?

Was sucht es meiner Seele Pforte
So weltentraurig, todesbang?
Die Weise kenn ich, kenn die Worte,
Wer nennt mir jenen, der sie sang?"

Das Ende

Nur glaube nicht, daß selbst in Jahren
Mein Angedenken Dir verfliegt —
Hat jedes Leid, das Du erfahren,
Ein reiches Glück in Schlaf gewiegt,
Vertrug der Wind die Liebesworte,
Die einst mein Mund für Dich beschwor —
Dann dringt von Deines Hauses Pforte
Ein pochend Mahnen Dir ans Ohr.

Du öffnest. Und Dir naht mit Bangen
Ein Bettlerkind und sieht Dich an.
Du harrst. Dann küßt Du seine Wangen,
Wie Du's mit meinen einst getan.

So ungewohnt ist dem dies Kosen,
Sein Auge sinnt: Wie ward mir dies?
„Du trägst den Blick des Friedelosen,
Den einst mein Wort ins Elend wies“ ..

Der Abend stieg...

Der Abend stieg aufs Wolkenpferd,
Er schattet durch die Weiten;
Es will sich überwach die Erd'
Zum Schlafe nun bereiten.

Schon schrieb der Herbst den Namenszug
Ins Grün mit gelben Lettern;
Noch trägt mein Nußbaum Laub genug,
Doch raschelt's gelb von Blättern.

Es nahet. Kam Dir's allzuschnell?
So blicke zu den Sternen;
Sie scheinen im Dunkeln viel und hell,
Und glänzen allen Fernen.

Verklang in Dir...

Verklang in Dir das Lied der Geigen,
Die Dir zum Leben aufgespielt,
Vertollte Dir der laute Reigen,
Der Deine Sinne aufgewühlt,
Und blieb von dem, was Du besessen,
Von aller Liebe, jedem Glück
Nur leiseschleiernd ein Vergessen
Und stiller Vorwurf Dir zurück —

Dann komm! dann zieh mit raschen Schritten
Die lange schon gemiedne Bahn
Zu jenem Mann, der viel gelitten,
Dem Du das ärgste Weh getan;
Vergiß bei ihm, was arg und quälend
Vom Leben Dir bereitet ward;
Dein Kummer sei, es sei sein Elend,
Ein still und traurig Paar gepaart.

Und lehne, wie zu bessern Tagen,
An seine Brust Dein schönes Haupt,
Und sprich vom Leid, das Du getragen,
Von Deinen Träumen, frostentlaubt;
Von früchteleeren Herbsteszweigen,
Von einem Blühen, reifverdorrt —
Verklang in Dir das Lied der Geigen,
Erklingt Dir hier ein Liebeswort . . .

Herbsthimmel

Noch einmal laß mich wandern
Durch herbstliches Gefild:
Ein Licht erquickt die Lande,
Das still und friedlich quillt.

Die Berge dampfen leise,
Es flirrt des Himmels Blau —
Da schwimmt, gelöst das Weißhaar,
Hindurch die Nebelfrau.

Sie waren schön, Madame!

Sie waren schön, Madame! Ihr weißer Schleier wallte,
Auf Ihrer stolzen Stirn saß keine Falte,

Ich ahnt' es, wie Ihr Herz in Freuden schwoll;
Sie waren schön, Madame! In Ihren feuchten
Dämonen-Augen war ein stilles Leuchten
Von schwerverhaltnem Jubel voll.
Sie waren schön, Madame! Dem fremden Mann zur Seiten
Sah ich Sie sittsam zum Altare schreiten,
Beim starken Gott! Sie waren hold zu sehn!
So reich war Ihr Gewand und Ihr Geschmeide —
Und ich erkannte so, was teuer Eide,
Sind sie gebrochen erst, im Preise stehn!

Schluß

Wird einst der Kummer Dein Geselle,
Und bist Du einsam und allein —
Dann komm! Du kennst die alte Schwelle,
Ein müder Träumer harret Dein.

Der wird nicht sorgen und nicht fragen,
Was leidenvoll Dein Herz durchbraust,
Nicht welcher Sturm Dich hervertragen,
Du liebes Vöglein, windgezaust.

Vergiß, was Arges Dir begegnet,
Da Du die Welt durchmessen hast.
Du fandest heimwärts? Sei gesegnet!
Die Schwingen schmerzen? Halte Rast!

Visionen

Dies ist Gehenna!

„Dies ist Gehenna!“ Rabba hub das Haupt
Und spähte aufwärts. Doch die Himmelsdecke,
Sonst Grenze seinen Blicken, war verschwunden,
Und ungeahnte Fernen lagen offen:
Kein Flimmerstern verstreute zagen Schein,
Die lohe Sonne selber war erloschen,
Und nur aus Schaitans Augen floß ein fahles,
Ein graues Zwielicht durch das Tal Gehenna.

„Halt still!“ rief Schaitan. Rabba fühlte sich
Nun jäh gepackt. Ein ernst und tief Gewässer
Floß träg und reglos, sonder Wellenrauschen
Zu ihren Füßen; dies beschritten sie;
Und nicht ein Raunen, nicht ein stärker Flüstern
Der Flut verriet die Last, die sie bedrückte.
Weit war der Weg und endlos, meerflutgleich
War jener See, und Rabba sprach zu Schaitan:
„Der Du auf Wogen wandelst, Starker! sprich
Hast Du nicht Schwingen? Ist das Reich der Luft
Dir streng verwehrt?“ „Für nun und immerdar!

Da mich der Andere vom Himmel warf,
Da brachen meine Flügel. Neuem Wachstum
Wehrt sein Gebot, denn dieses weiß er wohl:
Wüchs' mir der Fittig, sieh! ich höbe mich
Noch einmal auf zu seinen Herrlichkeiten —
Weh' mir, daß ich sie schaute! — fordert' ihn
No cheinmal dort zum Kampfe. Ich bestünd ihn',
Ein Mann den andern, bis für Ewigkeit
Entschieden sei, wer stärker von uns beiden:
Er oder ich!" Gewaltig klang der Ton
Voll Höllenzornes durch das Tal des Schweigens.

Nun rührt' ihr Fuß des andern Strandes Kies
Und grau umfing sie uferlose Heide;
Gestalten trieben drauf ihr spukhaft Wesen —
Als er sie schaute, zog in Rabbas Herz
Ein fledermausbeschwingtes Schrecknis ein:
Er sah den Geizigen ob reichen Schätzen
Mit gierig glühem Auge Wache halten;
Sie gleißten helle; jetzund schwoll der Hort
Bis ins Unendliche und schwand dann wieder;
Und machtlos, grimmvoll stand dabei der Hüter.
Dann sah er zweie sich im Kampfe messen:
Dem einen, Streiterprobten, war das Schwert
Im Hieb gebrochen; nun erharrt' er dumpf
Den Todesstreich, der doch zu kommen säumte.
Sein Innerstes trieb ihn zu rascher Flucht —
Gewohnter Mut band seinen Fuß dem Boden,
Und tausend Todesschauer quälten ihn . . .

Sie zogen weiter. Und mit ihnen war
Ein trüb Geleite; ein Gespensterzug,

Mit Knaben, Greisen, grauen Mütterchen
Und Mädchen im Gedräng. — Rasch zogen beide,
Und jeden ihrer Stapfen schied der Raum
Vom Andern, den ein rüst'ger Wandersmann
Vom Morgen bis zur Nacht durchmessen mag —
Doch immer war das Heer an ihrer Seite,
Und spät erst grüßten sie das Ziel der Scharen:

Ein grau Gebirg. Kühn griff es in die Luft
Mit tausend Zacken. Rings um seine Flanken
Zog, schweren Odems keuchend, Wetterbraus.
Von seinen Schultern fiel Gerölle nieder.
Sein jähes Haupt verlor sich in den Wolken,
Draus Blitze zuckten, wirr in sich verschlungen,
Phantastisch blendend, vielgezackt und wandelnd
An Leuchten, daß ihr heller Glanz von ferne
Ein Rätselkleinod durch das Wallen schien:
„Sie heißen's Ruhm und Ehre, Glück und Liebe,
Und werben drum, Betrogene!" sprach Schaitan.

Und diesem Glanze strebten alle nach;
Mit müden Füßen drangen sie nach oben,
Des Sturms nicht achtend, der ihr Kleid zerzauste,
Nicht des Gestrüppes, das den Weg verlegte,
Der Spukgestalten nicht, die sie umdrängten.
Erschöpft vom Wege sanken viele nieder,
Um angesichts des Zieles zu verzweifeln.
Die andern aber rangen aufwärts, aufwärts!
Bis endlich einer auf der Spitze stand,
Das Rätselkleinod sich gewinnen wollte —
Er griff in Luft, er taumelt', und das Haupt
Vom Strahl getroffen stürzt er jählings nieder
In steile Schlüfte.

„Trug und eitel Blendwerk
Und sie verderben drum,“ sprach Schaitan leise.

Und Rabbas Auge suchte still den Boden,
Vom Schauen müde. An sein waches Ohr
Drang Windesbrausen, fern und gell ein Schrei,
Gar bald vom stärkern Ruf des Sturms verschlungen.
Dann sah er auf: „Dies alles kenn' ich, alles!
Um das zu sehn, bedurft' ich kein Geleit,
Nicht der Kabbala tiefgeheime Kunst.
Erschreckt' es mich, war's nur, weil körperhaft
Mir das entgegentrat, was ich als Schatten
In meiner Seele oft und oft bespähte:
Ein Geiziger hielt ich bei Schätzen Wacht,
Die äffend schwanden, daß ich drob verzagte;
Der Todesbängnis Schauer lebt' ich durch;
Ich rang um alles, das sie köstlich heißen,
Um Ehre, Glück und Liebe — alles trog.
In meiner Brust erloschen alle Sterne,
Die Sonne starb, die Himmel fielen ein.
Und Dein Gehenna selbst, Du mein Geselle,
Begreifen kann ich's, der ich's durchgelebt:
Auch ich rang mit dem Ewigen, der Herrlichkeiten
Der Seligen verlangend — ich erlag,
Und an die Erde bin ich nun gebunden.
Führ' mich auf die zurück — ich sah genug.“
Mit starkem Schlage schlug er seine Brust:
„Dies ist Gehenna!“

———

El Schadai

El Schadai schläft. Wer wagt es, ihn zu wecken?
Er hat sich hingestreckt für kurze Weile.
Vom Jetzt zum Nu will er der Ruhe pflegen.
Und ruht und träumt.
Auf weiche Wolken hat er sich gestreckt.

Es ist um ihn verstummt
Der Wechselsang der Scharen, so ihn preisen.
Kein Laut durchzittert mehr die Himmel. Hallelujah
Brach jählings ab, und jene Anbetung,
Die er gewohnt ist und gelassen duldet,
Hat keinen Ton mehr. Denn El Schadai schläft.
Und um sein Bette stehn die Seraphim,
Gekreuzt die Schwerter, die gleich Sonnen blitzen;
Die Cherubim bewegen ihre Schwingen,
Und wehn im Kühlung zu, auf seine Stirne.
Die heiße Stirn, dahinter die Gedanken
Voll Kraft der Schöpfung ruhn, sich Träume regen
Von unerhörter Macht.

Denn alles träumt er —
Er träumt von uns, die er ins Leben rufen
Zu seiner Stunde wird. Vom Weltenlauf
Und seinen wunderlichen Möglichkeiten;
Und glauben etwas Großes wir zu sehn —
El Schadai träumt davon, wie seine Macht
Dereinst er weisen will, damit sie alle
Erkennen müssen, wie ein Göttliches
Sich im Geschaffnen regt. Und kommt es schlimm
Und allzu toll, daß man am Recht verzagen

An Ew'gem selber zweifeln möchte — sind's
Nur Möglichkeiten, die El Schadai träumt,
Sie nie zu dulden, wird er einmal wach.
El Schadai träumt. Wer wagt es, ihn zu wecken?
Hebt er das Aug', zerrinnt die ganze Welt.

Ein Zug des Todes

Ein schneller Reiter ist der Tod,
Allnächtig zieht er durch die Lande.
Sein Kleid ist weiß; bedeutsam Rot
Färbt rings am Saume die Gewande.
Von Gliedern hoch und stark von Arm,
So gleicht er einem tapfern Streiter,
Und seinem Pfade folgt ein Schwarm
Vom Kummer und vom Leid Befreiter.

Vom Abendgrau zum Morgenlicht
Nie rasten seines Rosses Hufe,
Der Hütte Schwelle wehrt ihm nicht,
Nicht des Palastes Marmorstufe.
Da tritt er schwer und wuchtend ein,
Und dort ergeht sein Laden leise:
„Nun tretet an in meinen Reihn,
Und rüstet Euch für meine Reise!"

Hier findet sich, wer stark und laut,
Zu dem, dem träge Tage schlichen;
Hier halst den Bräutigam die Braut,
Den Lieben, der ihr früh verblichen;
Hier hebt der Tod ein Kind aufs Roß,
Daß nicht das Wegemüde weine —

Dann stürmt er fort, vorauf dem Troß
Umzuckt vom fahlen Wetterscheine.

Oh! unabsehbar ist die Schar,
Und nirgend, nirgend darf sie weilen,
Hier blondes, dorten graues Haar
Verfliegt in einem Windeseilen.
Sie ziehen rasch, ein Mövenflug
Von Wirbelstürmen fortgerissen —
Doch welches Ende diesem Zug?
Wer darf um Gottes Wunder wissen? . .

Hussiten-Lied

Für den heiligen Kelch, für die reine Lehr',
Für das Blut, das am Kreuze geflossen,
Im Kampfe zu sterben ist unser Begehr,
Nur suchen im Tod wir Genossen.
Wir wollen in Schlachten, im währenden Streit
Den Himmel der Seligen erben —
Und hinter uns schweige die Einsamkeit,
Und vor uns brause Verderben.
Und die Städte sind wüst, und die Fluren stehn leer,
Wie versengt, wie verödet von Schlossen;
Unser Werk! Unser Werk! Für den Kelch, für die Lehr',
Für das Blut, das am Kreuze geflossen!

Märchen

Alltäglich aber, so um Mittagszeit,
Stand erst die Sonne hoch und wirkte heftig,
Durchzog sie also die verfemte Stadt.
Sie selbst war sich Geleit; und weiße Hüllen

Umflossen ihre makellose Schönheit,
Ihr Kleid war dünn und ihrer Glieder Pracht
Schien ganz hindurch. So dringt der Wolken Ziehen
Des Vollmonds Leuchten durch.
Und ihre Füße,
Ganz bar und schimmernd, edles Elfenbein;
Sie setzte sich bedächtig, Schritt vor Schritt,
In feierlichem Rhythmus trat sie her:
Und ihr entgegen drängte sich das Moos
Von alten Stämmen, überzog den Boden
Mit allergrünstem, schmeichelnd weichem Teppich;
In ihren Stapfen tat das blaue Veilchen
Die Kinderaugen auf und staunt' ihr nach,
Und weißer Anemonen zarte Seelchen
Erzitterten im Wind.
Und grauen Mauern,
Verwitternd und verfallen, kam sie so
Ganz ohne Hast vorüber, und der Epheu
Klomm dran empor; er schwang in dreistem Sprung
Sich zu der Zinnen Kränzen auf und hüllte
Die Spuren des Verfalls. Und alles wehte,
Die Eppichgirandolen, junges Laub,
Und schien beseelt und in Erwartung atmend.
Die Dächer aber schmückte grüne Hauswurz,
Und gelbe Sternchen flammten.
Und zur Kirche
Trat sie alsdann. Ihr mächtiges Portal
War längst vermorscht. Die Pracht der reichen Fenster
Gebrochen längst. Nur Trümmerchen und Scherben
Des bunten Glases lagen noch im Moos,
Und schien die Sonne drauf, so glommen sie

Gleich kostbarsten Juwelen auf.
Sie säumte
Ein Veilchen schamhaft an der Schwelle, schwang
Ihr Kleid von sich. Das hob sich sacht vom Boden,
Und immer höher stieg es, auf zum Himmel,
Unsäglich zart, zerflatternd ganz im Wehen,
Und weiße Streifchen zogen sich durchs Blau
Und milderten der Sonne Glanz, der fast
Zu flammend schien. Denn nirgends war noch Schatten
Und allenthalben Licht.
Sie aber trat
Vor Schönheit leuchtend in das Münster ein.
Und Helle floß von ihr und zog um sie.
Sie staunte zur Empor'. Ein Birkenstämmchen
Hob sich darauf, und wo die Orgel einstens
Gestanden war, da hatten schlanke Schwalben
Ihr Nest gebaut. Sie breitete die Hände
Wie segnend über diese holde Wildnis,
Und löst' ihr Haar. Ein goldner Mantel, hüllend,
Und prächtig leuchtend, gleich geschmolznem Kupfer,
Umfloß es sie. So stieg sie auf zur Kanzel.
Durch die geborstne Decke floß das Licht
In breiten Wellen über sie. Sie ließ
Die roten Strähne durch die Finger gleiten
Und schwieg und sah.
Um sie erwachte
Der Wildnis sonderbar verträumtes Leben;
Ein Eidechs raschelte die Wölbung nieder,
Und guckt' nach ihr mit blinzend klugem Auge,
Und züngelte alsdann. Es kam ein Reh
Mit feuchten Blicken; flinke Hasen aber,

Sie stellten sich in Reihen, spitz die Ohren,
Und machten Männerchen. Ein bunter Buchfink,
Der sich zum Neste trug ein Zweiglein, ließ es
Vor Staunen fallen, schmettert' ein Gesätzchen.
Und augenblicks erhuben tausend Stimmchen
Ein jauchzend Lied. Ein Vogelvolk flog auf,
Und ein unendlich Jubeln war.
Ein Bann,
Der nicht zu brechen, schlang den Zaubergürtel
Um die verfemte Stadt. Kein Menschenauge
Sah ihre Wunder. Nur zwei irre Kinder,
Verloren ganz im Walde, sahen ferne
Dies Schwirren ungezählter Flügelein,
Vernahmen dieses laute Tirilieren,
Und sahn des Goldhaars Glanz, und ihnen däuchte,
Es stiege die vergeßne Stadt herauf, es wölbten
In kühnem Schwung sich die verfallnen Bogen
Des eingestürzten Domes; als erklängen
In feierlicher Andacht jene Glocken,
Die längst ein Brand zerschmolz; als wär' die Sonne
Herabgefallen selber auf die Erde
Und seng' und segne sie. Die Herzchen pochend,
So standen sie ein Weilchen. Dann in Angst:
„Es flirrt und blendet so! Leicht wird man blind?"
Und ihre Händchen fassend ganz beklommen,
Und aufgeregt vor tausend dunkeln Rätseln,
Und doch begnadigt für ihr ganzes Leben,
So liefen sie den Eltern zu . . .

Rachel.

Das graue Haupt zum Schoß gesenkt,
So weilst Du stumm in weiten Wüsten;
Die hagern Arme sind verschränkt
Fest über ausgesognen Brüsten;
Für immer ist versiegt ihr Born —
Sie werden Dir kein Kind mehr stillen,
Du leidenvollste der Sibyllen
So brütest Du ob Deinem Zorn.

Für Worte ward Dein Gram zu groß:
Es sah Dein Auge sie erschlagen,
Die Kinder alle, die Dein Schoß,
Zu fruchtbar nur dereinst, getragen.
Nunmehr umgibt Dich finstre Nacht —
Nur Dir im Geiste lodern Flammen . . .
Du kennst die Glut: drin sank zusammen
Der Tempel Salems, reich an Pracht . . .

Dein Auge hat kein Schlaf geletzt
Seit vielen, vielen bittern Stunden;
Mit kühlem Oele ward genetzt
Nicht eine Deiner tiefen Wunden —
Du sitzest gramverloren da,
Fühlst kaum den Schmerz in Deinen Schwären —
Sinnst an verfallenden Altären,
Ob der Erlösung Stunde nah . . .

Hiob.

Die finstern Brauen
Deines Riesenhauptes —

Deine Wolken, ziehst Du
Schattend zusammen,
Damit ein Licht
Man dahinter vermute,
Ein Licht, das nie war . . .
Deine Blitze entsendest Du,
Geißelhiebe,
Wahllos zu treffen,
Wen's eben trifft.

Du schlugst mir ins Antlitz
Und Schwär' um Schwäre
Stund mir darin.
Du recktest die Rechte:
Meine arme Hütte
Krachte darnieder,
Und meiner Kinder
Kaum erblühte
Weiche Jugend
Begrub der Sturz . . .

Ich aber saß da,
Ein Ausgestoßner,
Verlassen von allen,
Mir selber ein Gräuel,
Und wußt' nicht, warum;
Um den Scherben bettelnd,
Die Schwären zu kratzen,
Damit ich die Pein,
Die nagende Pein
Des schmerzhaften Leibes minder empfinde.
Und dachte der Toten

Und dachte Deiner —
Wie? sag' ich nicht.
Und Hohn dem Hilflosen
Spien die Freunde
In mein verzerrtes Antlitz —
Hohn um Dich
Und Deine Launen,
Allmächtiger Gott! . . .

Du hast mich erhöht,
Gabst mir meinen Reichtum
Und neue Kinder
Für meine gestorbnen —
So tilg' das Gedächtnis
Der peinvollen Stunden —
So lösch das Erinnern
Der stillen Holdseligkeit
Derer, die waren,
Wenn Du's vermagst,
Allgütiger Gott!
Vernichten kannst Du.
Kannst mit Schöpferodem
Anwehn —
Ich aber muß
Sorglich und mühsam erziehn . . . .
Ich sehe die Neublüt'
Und sehe die leere
Stelle der jungen
Bäumchen, gefällt
Von Deiner Laune —
Von Deinem Odem

Weggeblasen . . .
Auf den Knien dank' ich.
Warum ich sie beuge?
Wie mein Gebet heißt?
Errat's, wenn Du kannst,
Allwissender Gott!

Ein Judenkind.

I.

Sie war ein Kind, da durch die Lande
Sie hell und blendend lodern sah
Den Schein von Judas letztem Brande,
Die Riesenfackel Masada.

Ein Kind und heimlos und gefangen!
Und willenlos, dem Hündlein gleich,
Durchzog sie, in der Brust ein Bangen,
Das weltengroße Römerreich.

Sie wußte nichts von ihren Ahnen,
Von ihrer heil'gen Sprache Laut;
Und dennoch sprach ein dumpfes Mahnen
In ihrer Seele überlaut.

Wohin sie nur des Sturms Gefieder,
Ein nestlos Vögelein, enttrug,
Ersah sie die gebrochnen Glieder
Des Stamms, den Gottes Zorn zerschlug:

Im Zirkus vor Germanenlanzen
Sank manch ein jüdisch Haupt in Sand;
Gefangne Juden sah sie schanzen
Im Nebelschweren Britenland.

Und auf des Nordens kahlen Heiden
Erklang mit schwermutsvollem Ton
Das Lied, ersonnen unter Weiden
Am Tränenbach von Babylon.

Das Herz durchbebt' ihr stark sein Klagen,
Der Ton erklang ihr überall;
Und so, aus Liedern und aus Sagen,
Erkannte sie der Ihren Fall.

Von Schatten sah sie sich umschweben,
Und kam die Nacht, dann träumte sie
Vom Libanon, von seinen Reben,
Dem Rosental von Engadi.

II.

Im wilden Wald ward sie begraben,
Der Heimat ferne und entrückt.
Woran sie starb? Die Schatten haben
Die junge Seele ihr erdrückt.

Im Spätherbst war's, vorm Braus des Windes
Flog Wolk' um Wolke hin zu Hauf —
Da stieg das Bild des Judenkindes
Vor meinem Geiste jählings auf.

Es war ein Raunen im Gesträuche,
Der Himmel fahl und aschenfarb;
Ich aber sah die Stille, Bleiche,
Und wie sie heimatferne starb,

Und in des Nordlands Nebelschwaden
Vorm Anhauch ihrer Toten schwand,
Die Brust von einem Fluch beladen,
Den sie doch selber kaum verstand:

Beklemmend wie die graue Heide,
Und wie ein Bannwort rätselschwer —
Von ihres Volkes Riesenleide,
Dem Trauerlos des Ahasver . . .

Gefangene.

I.

Turm der Schrecken.

Ein böses Traumgesicht hab' ich geträumt.
Wer mir es deuten kann, soll Antwort geben.

In eines Turmes Nächten sah ich zwei
Zug Tod gefangen um geheime Sünde,
Unkund selbst ihnen. Eingenistet hatte
Sich allenthalben Finsternis. Sie schlug
In beider Augen ihre spitzen Fänge,
Sie gänzlich blendend, so daß ihrer keines
Des andern Gegenwart empfinden konnte.
Einmal im Jahre, nur ein einzigmal
Stand so die Sonne, daß durch eine Ritze,
Die nah der Wölbung sacht sich aufgetan,
Ein Licht sich stahl in ihre Dunkelheiten.
Ein schmales Stäbchen, glomm es auf dem Boden
Und flirrte zitternd.
Sich erhoben beide
Vom Estrich, drauf sie Jammer hingestreckt,
Und hinter sich die schwere Kette schleifend,
So nahten sie einander, sahn sich an
Im ungewissen Licht mit Zweifelblicken,
Der Mann, das Weib. Ein mächtig Wohlgefallen

Fand jegliches am andern. Und sie boten
Die Hände sich — nicht litt die Fessel weitres —
Und Trostesworte tauschten sie — unsinnig,
Und dennoch mit geheimer Zuversicht
Das Herz erfüllend.
Dann erlosch das Licht,
Und mächtig rauschend schlug die Finsternis
Um sie den Fittig. Sie verharrten so
Verschlungner Hände, bis die Müdigkeit
Zum Scheiden zwang. Doch klang fortab ein Flüstern
Oft heimelnd durch den Raum, und jedes zählte
Die Tage, Monde, bis zum künftigen Jahre,
Zum Augenblick des Lichts, darnach sie bangten.

Ein böses Traumgesicht hab' ich geträumt.
Wer's immer deuten kann, soll Antwort geben.

II.

Die Frau.

Es war
Dem Turme, da die zwei gefangen saßen,
Ein Häuschen angebaut. Drin wohnt ein Weib,
In Fülle hungernd. Mann und Kinder hatt' sie.
Gedeihlich alles und ihr alles wert.
Und ihr Gewerb' — doch sie verlangte mehr.

Vor ihrer Hütte Schwelle saß sie abends
Und starrte angespannt, mit heißen Blicken
Dem Westen zu. Sie hörte, wie der Nachtwind
Sich erst erhob mit leisen, leisen Schritten,
Dann herrisch auftrat. Sah die rote Sonne
In Gluten sterben. Seine Gloriole
Flocht ihr das Abendbrot ins krause Haar,

Vergoldete ihr schmal Gesicht. In ihrem Schoße,
Darin die müden Hände lässig ruhten,
Lag von versprengtem Golde so ein Fünkchen,
Und etwas jener Glut ergriff ihr Herz . . .
Dann kam
Ihr eine Ruhe. Dann verklang ihr ganz
Der Kinder Lärmen; ihres Gatten Wort
Drang ton- und klanglos ihr ins Ohr. O Ruhe,
Die fast dem Glücke glich . . . Und ging dann schlafen.
Und träumte dann von Sonnenuntergängen,
Darin ihr käme, was sie so ersehnte
Und nicht zu nennen wußte; tat am Tage
Ihr traumhaft lässig Tun. Doch kam der Abend,
Vor ihrer Hütte Schwelle saß sie wieder —
Sie harrte.

III.

Galeere.

Es glitt
Durch schwere Sturzseen ächzend die Galeere,
Dem Vorgebirg' vorüber, dran die Wellen,
Wie Drachen zischend, an die Klippen drangen
Und gleich Ertrinkenden mit breiter Brust
Sich noch einmal empor zur Höhe huben,
Eh' sie versanken.
Und es hielt das Schiff
Sich links und kämpfte fürder durch das Wallen,
Das endlos uferlose, und vermied
Den Schiffbruch so. Ich aber staunte drüber
Und sprach zu mir: „Wer sagt mir, was sie fürchten?
Ein Grab im Kühlen, weich umschmiegt von Seeflut,

Die sich um heiße Stirnen legt; gleich Domen
Ins Endenlose steigt; ein Grab inmitten
Von leuchtenden Korallen; und das Rauschen,
Das ferne Sausen der erregten Wasser
Als Wiegenlied — wem schiene das nicht besser
Als solche Pein?"
Sie aber schlugen weiter,
Mit starken Armen schlugen sie die Seeflut;
Aechzend gestemmt in schwere Ruderbalken,
Die Hand zersprungen, rotgeglüht das Antlitz
Vom Sonnenbrande und der innern Hölle
Und triefend Haar darum; je zwei um zwei
Und Paar um Paar geschmiedet an die Bänke.
Und keiner gönnte nur ein Wort dem andern
Im Vorwärtshasten nach dem dunklen Ziel,
In eigner Not in Müdigkeit vergehend
Und ganz vergessend seines Mitgefangnen . . .
Allein in mir
Hub sich ein Schrei. Ich weiß nicht, wem er galt.
Vielleicht mir selber. Und die Augen schwimmend
Vom Meeresflimmern, sah ich die Galeere
Zur Ferne schäumen.

Lokis Bann.

Du wolltest nicht weinen, als Balder starb,
Als ganz in Tränen und Trauerfarb'
Die Welt hinterm Sarge gezogen;
Nicht klagen, als allen der Frühling verblich:
So sei denn für nunmehr und ewiglich
Um Blühen und Frühling betrogen.

Im Lande, das ewiger Nordsturm umkreist,
Sei nun an Felsen, graniten, vereist,
Gebunden mit ehernen Banden.
Dir kreische zu Häupten des Adlers Brut,
Zu Deinen Füßen soll aber die Flut
In schäumenden Gischten verbranden.

Dein Herz verstöre der Wogen Gegroll,
Und eine sturmfrohe Möve soll
Die Kunde vom Frühling verkünden;
Von Sonnengluten, vom blumigen Strand,
Und Dir nach dem Glücke, daraus Du verbannt,
Unendliches Sehnen entzünden.

Und dort, im Brausen der Einsamkeit,
Erkenne, wie allen gemeinsam das Leid
Und der Kummer die Herzen durchwittern;
Und die graue Sorge, vor deren Gruß
Die Seelen erstarren, vor deren Fuß
Die Festen der Erden erzittern . . .

Bauerngebet.

Nun betet alle, Mann für Mann —
Das Bitten gilt ein' Schwur:
„Herr! hilf uns von der Pfaffen Bann,
Und von der Herren Schur!
Laß Freiheit uns erwerben —
Doch wenn der Salzbund bricht,
Gib, Herr! ein fröhlich Sterben,
Darnach ein mild Gericht!

Es drohen Wetter um und um,
Und fährlich ist der Streit —
Uns zeigt Dein Evangelium
Den Weg zur Seligkeit!
Doch müßten wir verderben,
Nun Satan mit uns ficht —
Gib, Herr! ein fröhlich Sterben,
Darnach ein mild Gericht!"

Firdusi.

Nun höre, was der Müde, Greise spricht,
Verschließ Dein Ohr des Sängers Weise nicht:
Ob einer Ruhm erstritt, ob ihn ersang,
Bestaun' ihn, doch ihn selig preise nicht;
So mancher, der die Welt mit sich erfüllt,
Hat Rast nach seines Lebens Reise nicht.
Heimkehrt er, müd' vom Wege, seiner Fahrt,
Ihn hungert, und er hat der Speise nicht,
Er fleht zum Herrn: Erlösung oder Rast!
Der horcht auf sein Gebet, das leise, nicht.
In Deinem Umkreis wirke, was Du kannst,
Und weich aus dem gewohnten Gleise nicht;
Nach allem frage, was der Mensch begreift —
Warum die Welt verworren kreise, nicht!

Diva Faustina.

Durch den ungeheuren Zirkus
Klang der Abschiedsgruß der Tuba;
Und in stolzen Doppelreihen

Zogen nunmehr den Quiriten
Auf der Gladiatoren Rotten.
Schwerterklirrend, panzerrasselnd
Nahten, die im heißen Kampfspiel
Ihre Gegner überwunden.
Riesen waren's, und ihr Schreiten
Ließ den Boden dumpf erdröhnen,
Donnergrollend klang ihr Grüßen:
Ave, Ave, imperator!

Nur ein einz'ger blieb zurücke;
Er erhob nicht seine Stimme
Mit den andern, müde schritt er,
Und des Schwertes starke Klinge
War ihm Stütze, wenn er wankte.
In der Mitte der Arena,
Atemholend, blieb er stehen.
Sein umflortes Auge kehrte
Sich zu jenen Marmorbänken,
Drauf der Senatoren Töchter
Lächelnd, reichen Putzes, saßen,
Jene suchend, der die besten
Seiner teuern Fechterkünste
Stets gegolten, die in heißen
Sommernächten sein gewesen;
Sein in schwülen, atemlosen
Nächten Roms . .

Als er sie schaute,
Ueberlief ein starkes Beben
Seinen Leib; der Riese schwankte,
Fahl zum Tod rang er nach Luft.

Und er riß mit jähem Griffe
Auf sein Wams. Er wies dem Volke
All die vielen, schweren Narben,
Ihm in wilden Zirkusspielen
Schon geschlagen: hier die Spuren
Unbarmherz'ger Thrakerlanzen;
Dort den Krallengriff des Löwen,
Dann die Spur des Partherpfeiles.
Und aus tiefster und geheimster
Todeswunde floß gewaltig,
Unaufhaltsam, heiß und schäumend
Rotes Blut.

Der Fechter neigte
Sacht sein Haupt, daß blonde Haare,
Es umwallend, vorwärts fielen,
Hub mit letzter Kraft die Klinge,
Rief: „Faustina!" Zuckend fiel er.

Doch Faustina? Sie erhob sich.
Vorgebeugt verfolgt' sie jede
Todeswindung des gestählten
Riesenkörpers, und ein leiser
Schauer lief durch ihre Brust.
Auf dem Sande der Arena
Flammte grell die Mittagssonne;
Ihre Wimper senkt' sie schattend —
War's davor? War es in Trauer?

Dann, am Arme eines holden,
Wohlduftvollen Ritterjünglings
Stieg sie der Arena Stufen
Nieder sittig, zagen Ganges.

Der Alchimist.

Wohl: in eingesunknen Schachten hab' ich Köstliches erbeutet,
Und des Lebens tiefgeheimste Rätsel hab' ich ausgedeutet!
Wo die andern irre gingen, hab' nur ich den Weg gefunden —
Ein Geheimnis nur bleibt dunkel, und ich kann es nicht erkunden.

Flüssig Gold! Du Born des Lebens! Kleinod, teuer, hochgefürstet,
Sieh, ich such' Dich unermüdet, Trunk, darnach die dürstet;
Nicht um Macht und nicht um Schätze, aber durch die Ewigkeiten
Lüstet's mich, gehobnen Hauptes, selbst ein Ewiger, zu schreiten.

Was sie immer köstlich heißen, nichts ist drunter, das ich neide.
Wär' ich ewig! Jählings fiele zwischen mir und Gott die Scheide;
Kampfgemut erhüb' ich Fehde selber mit des Himmels Mächten,
Und ein Gleicher mit der Gleichen möcht' ich mit der Allmacht rechten.

Grausam ist die Zeit. Ich fühle meine Kräfte mählich schwinden;
Eines harten Knochenfingers Druck vermein' ich zu empfinden.

Fremdes Licht vor meinen Augen; irrer Ton in meinen Ohren —
Ach! ich sorg', um's ewig leben hab' mein Leben ich verloren.

Nicht verloren! Still, mein Herze ... Laß Dein ungestümes Pochen,
Welches Glühn in der Phiole! Dämpfe heben sich ... sie kochen ...
Schwaden irren durch die Stube ... Harre, harre ... Wie sie sinken ...
Flüssig Gold, Du bist gefunden: Born des Heils, ich seh' Dich blinken!

Stille ward's. Die Laute schwiegen, die so hell durchs Zimmer hallten.
Tot in seiner Stube fanden früh am Tage sie den Alten;
Festgebannt lag irres Lächeln auf dem stummgewordnen Munde —
Galt es dem zerschellten Traume? Galt es dem geträumten Funde?

Waldsteig.

Ein Pförtchen ging ins Grün und knarrte heftig,
Daß ich erschrak. Denn eine Stille war,
Ganz unbegreiflich groß. Nach Mittag war's.
Nun schwieg der Wald. Ein scheuer Finkenruf
Durchklang ihn manchmal mit geheimer Lockung
Und brach jäh ab.

Es standen starr die Bäume,
Verschränkten hoch im Blauen ihrer Kronen,

Junghelles Grün, daß nicht ein Sonnenpfeil
Das zarte Leben treffe, das sie schützten.
Denn ein unsäglich Blühen war. Da taten
Ganz fremde Blumen ihre Kelche auf:
Die Glockenblumen öffneten sich durstig
Auf grünen Stengeln, blauen Gläsern gleichend,
Darin des Frühlings heißer Taumeltrunk
Unsichtbar ruht. Es duftete die Orchis,
Der Türkenbund stand da geheimnisvoll
Und fremd und braun. Und ein unendlich Summen
Von flügelbuntem Volke zog um sie.
Und ganz verzaubert ernst erschien mir alles.

Der Waldweg braun; und braun der Buchen Stämme.
Und eine weiße Birke gloste ferne
Gleich einer weißen, stillen Flamme vor.
Und manche starke Krümmung tat der Pfad.
Er hob sich langsam, und er gab den Blicken
Ein ganz begrüntes Tal mit blanken Häusern,
Zog wieder sich zurück ins Herz des Waldes —
Und ungestüm in Fragen schlug mein Herz:
Wo lockte er nur hin? In meiner Heimat
Kannt' ich sonst jeden Steig und hatte diesen,
Ich wußt' es sicher, nie vorher betreten.

Sich ordneten
Zu feierlichen Reihen nun die Bäume.
Es knirschte unter meinem Fuß der Pfad;
Ich ging auf Kiesen, die sich sacht begrünten.
Und sanft und weich, durchwirkt mit allem Blühen,
Beschattet von den höchsten, stärksten Stämmen,
Lag da ein Wiesenrund. Ein Wasser ging

Und wisperte die allerfeinste Weise
Mir in das Ohr.

Ein weiter, weiter Teich.
Die Sonne blitzte drauf. Ein starker Duft
Von wildem Kalmus. Gelb' und blaue Schwerteln
Auf schwanken Stielen. Ein unglaublich Licht.
Ein Surren stählerner Libellenschwingen;
Ein Pirolruf. Ein zierlich Badehäuschen,
Umsponnen ganz von Epheu. Braun ein Boot
Auf ungeregter Flut. Ein stolzer Pfauhahn,
Goldblau der Hals, stand mit gehobnem Fittig
Und fing das Sonnenlicht mit tausend Augen
Des hochgehobnen Rades auf und kreischte.
Ein weißer Kakadu mit gelbem Schopfe,
In einem Käfig ganz aus lautrem Golde,
Gab Antwort drauf und schnatterte gewaltig
Verworrne Worte einer fremden Sprache.

Wo kam dies alles her? Wer hauste da?
Ich stieg ins Boot und starrte in die Flut,
Und aus der Helle, welche sie durchglühte,
Blickt' aufwärts wieder ich zum blauen Himmel,
Der makellos, ein Türkis, ob mir stand.
Und war mein Auge dieses Glanzes müde,
So sah ich niederwärts ins stille Wasser,
Der Wasserpflanzen Grün am tiefen Grund
Und jeden Lichtschein, der dazwischen flirrte.
Ich sah das Silberlicht von blanken Schuppen,
Vernahm das Schmatzen, wenn sich wo ein Fisch
Zum Lichte schnellte, und mir wurde also,
Als schwämme leuchtend etwas durch die Kühle,

Schilfgrün das Haar, und heller als die Sonne
Der Glieder Widerschein. Ein Schrecken kroch
Die junge Seele an, so stark wie lüstern.
Wer hauste hier? Der Neck? Die Wasserfrau?
Hob lockend sich kein Finger aus der Flut?
Ein Zauber war's . . .

Ein ferner Glockenklang,
Eintönig und metallen. Ich erhob mich.
Es ging zu Abend. Flinke Schatten liefen,
Und einen Purpurmantel schlang der Himmel,
Beraubt der Sonne, stolz um seine Blöße.
Ich aber kehrt' mich heimwärts und ich staunte,
Wie kurz der Abschied war.

Man drang in mich:
Wo warst Du, Kind? Ich aber schwieg darüber.
Aus Scham, aus Scheu? Ich weiß es heut nicht mehr
Mit grauem Haupt. Ich suchte oft darnach
Den stillen Steig — ich fand ihn nimmer wieder
Und nimmer wieder jenen süßen Schrecken,
Der dort mir ward. Aus meiner dunklen Jugend
Ragt dieses leuchtende Erinnern vor:
Ein heller Traum vielleicht, der mich beseligt
Und mir den Weg in Wunderlande wies,
Die unvergeßlich sind. Und Jahr um Jahr,
Hebt sich zu seiner Höh' das Sonnenrad,
Wird das Erinnern jener Stunden wach,
Und eine wilde Sehnsucht ruft in mir
Nach jenem Waldsteig, den ich einst beschritten,
Ein einzigmal . . .

Felicitas.

Was sie dort festhielt, war die Einsamkeit,
So weltvergessen lag das stille Eiland,
Und dennoch weltnah. Hart vor ihrem Fenster
Floß breit der Strom und schied sie von den Menschen,
Davor sie floh; doch sah ihr helles Auge
Noch stolze Türme, Rebgelände glänzten,
Und in der Lesezeit scholl Böllerknallen
Und heller Juh-Schrei in die grüne Wildnis.
Sie hört's und sann. Ihr blonder Knabe aber
Kam atemlos herangestürmt, umschlang
Die schöne Mutter: „Horch' nur, was sie lärmen!
Du bist so still." Da neigte sie das Haupt
Und küßt' ihn stark und stieß ihn doch von sich:
„Gelüstet's Dich nach Lärm?" daß er verstummte.

Doch es geschah auch, daß in stillen Nächten
Der Knabe aufschrak. Neben seinem Bettchen
Lag auf den Knien Felicitas. Sie preßte
Ihr dunkellockig Haupt an seins; die Wangen,
Von Tränen fühlte sie das Kind gefeuchtet.
Dann hob es sich; es schlang die weichen Aermchen
Um ihren Nacken; „Sag', was tut Dir weh?
Ich bin so schläfrig, habe Dich so lieb,
Du liebe Mutter!" Dann erklang's in ihr
Wie heller Jubel: Sieh! er liebt Dich doch!
Und wieder traurig: Aber ach! wie lang
Wird Dich das Kind der Sünde lieben dürfen?
Und sie verharrte still und regungslos,
Bis daß der Knabe sanft entschlummert war.
Dann stand sie auf, ging durch die stille Stube,

Die Säle durch, in denen Moderduft
Die Brust beengte, die ein hoher Herr
Einst ihrer Ahnfrau fürstlich eingerichtet,
Ein süß verschwiegen Glück im Wogenbraus
Mit jener, die er liebte, zu genießen;
Den Garten durch, an dessen Hecken nie,
Den wildverwachsnen, eines Gärtners Schere
Gerührt seit Jahren, drin ein Marmorlöwe
Sein Wasser spie in längst geborstnes Becken;
Und trat zum Strom und horchte seiner Weise,
Der ruhelosen, hörte das Geflüster,
Im wilden Röhricht, lauschte dem Georgel
Der Flut, die an geheimem Riff sich brach,
Dem Pfiff des Seeaars, der gebauschten Fittigs
Dem Strom entgegenzog, dem Schrei des Reihers,
Und ungeregt sah sie die Sterne sterben
Und neues Licht erglühn. Oft schrie sie auf
In Todesqualen: wirre Bilder zogen,
Ihr junges Leben schritt an ihr vorüber,
Und in dem Raunen rings erklang's ihr wieder:
„Ich hab' Dich lieb, Felicitas, so lieb!" . . .

Das war verweht. Vorbei, wie jene Stunde,
Drin ihr zum erstenmal ein Mann genaht:
Da um das heimlos frühverwaiste Mädchen
Ein schwüler Gluthauch zog der Leidenschaft,
Ihr Herz bezwingend; da sie, schier verwundert,
In einer Stimme, sonst befehlgewohnt
Und streng gebietend, weicheres Metall
Des allertiefsten Fühlens tönen hörte;
Da er ihr zugeflüstert, sie umschlingend;

„Nun mache Deine Märchenaugen zu,
Die Kinderaugen schließ, Felicitas!“
Und sie's getan. Verweht, wie jener Tag,
Da sie zum erstenmal das Heim betrat,
Das er ihr aufgerichtet. Da sie Samt
Und starre Seide allenthalben fand,
Und sich nicht drob verwunderte und still
Die tausend Freuden trug, die unablässig
Auf sie herniedertroffen. Denn ein Märchen
Schien ihr das Leben; was ihr Liebes ward,
Verschwand vor dem, was Holdes ihr begegnet,
Und noch beschieden schien.
Nur, daß ihr manchmal
Ein leiser Schauer kam, bedachte sie,
Wie einem andern Weib der Mann zu eigen,
Der all ihr Glück. Sie schmiegte sich dann bänglich
Und eng an ihn und sah ihn traurig an.
Und er verstand die stumme Frage, nahm
In beide Hände dann ihr sinkend Köpfchen,
Bis sie beseligt lächelte und schweigend —
Sie sprach so ungern — zu der Wiege trat,
Darin ihr Knabe schlummerte. Sie hielt
Des lieben Mannes Hand in ihrer, so
Daß beider Hände auf des Kleinen Deckchen
Wie schützend lagen. Ihr erschien's ein Eid,
So heilig, wie noch keiner ihn geschworen.

Nur einmal lieh sie ihrem Grämen Laut.
Zu Abend war's. Sie zogen beide sinnend
Durch stille Straßen und ein Zweigespann
Schoß raschen Laufs den Flüchtigen vorüber.

Da strauchelte ein Roß. Mit starkem Huf,
So schlug's das Pflaster, daß die Funken stoben
Und schwanden augenblicks. Da seufzte sie,
Und preßte seinen Arm und seufzte wieder:
„Ein flüchtig Fünkchen in der Nacht verwehend,
So stirbt mein Glück." Er aber rief ihr zu,
Und seine Lippen fanden ihren Mund
Durch dichten Schleier: „Laß vom Sorgen ab!
Ich hab' Dich lieb, so lieb, Felicitas!"

Ob solchen Träumen spann die Einsame,
Und sie verwirrten ihr die bange Seele.
Doch war es Winter, saß sie still im Zimmer,
Und großgeaugt ihr Knabe neben ihr —
Der längst verlernt, die Mutter drum zu fragen,
Warum sie hier so trübe Zeit verbrächten,
So abgeschieden? — Zog dann Sturmesodem
Mit schwerem Wehen durch die öde Stube,
Daß flackernd Lampenlicht die Wand beschien
Und fratzenhaft von hoher Decke nieder
Die Schildereien blickten, rauchgeschwärzt
Und ernst — dann sprang Felicitas vom Stuhle
Und starrte leerer Augen in das Dunkel
Und sah doch alles: wie er zögernd kam
Nach langer Pause, scheu und schuldbewußt.
Und wie er dann von seinem Leide sprach,
Und von der Pflicht, die ihn zum Weibe rufe.
Und sah sich selber: fest verschränkt die Arme,
Und hörte wieder, was sie damals hart
Und tonlos rief: Du lügst, Du lügst, Du lügst!
Und wandte sich und sah den kahlen Raum

Und wußt' nun alles: ihre rasche Flucht
In Sturmesnacht, zum allerletzten Heim,
Das ihr geblieben, da sie sterben wollte;
Und schluchzte laut und stieß nach ihrem Buben:
„Du hast des Lügners Augen, fort, nur fort!"
Doch wenn der weinte, küßte sie ihn wieder:
„O wär' ich tot und Du lägst neben mir,
Mein liebes, armes, glückverlaßnes Kind!"

So schwanden Monde. Also ging der Herbst,
Der Winter kam. Und wie der Knabe stiller
Und täglich bleicher ward, durchzogen Schauer
Und dumpfe Freude streitend ihren Busen.
Wenn der verbliche? Wenn er wie ein Lichtlein
In Nacht verglömme? Wär' das nicht das Beste
Für sie? Für ihn? Und doch erbangte sie,
Gedacht' sie dran. Oft schritt sie ernst zum Ringdamm,
Erhöht dereinst, vor Wogendrang dem Eiland
Ein Schutz zu sein, versinkend jetzt, gebrochen,
Und stand daran, im Haare weiße Flocken.
Der Ahne dachte sie, die oftmals so
Geharrt des Liebsten, bis die Pflicht ihn freigab.
Sie harrte, harrte, keine Freude kam . . .

Der Winter schied; mit rätselvollem Laut
Erklang das Eis. Es kam der Fischersmann,
Der beide mit dem Wenigen versorgte
Des sie bedurften, der der stolzen Frau
Vertraut war noch von ihrer Eltern Zeiten,
Mit mehr beladen, als er sonst wohl brachte,
Und trat zur Frau und sprach: „Entfliehet, Herrin,
Das Eis will brechen!" Sie verstand ihn nicht.

Und wieder: „Herrin, schwillt der Strom, verloren
Seid Ihr und Euer Kind!“ — „Du meinst?“ Sie schrie
Und faltete die Hände, und ein Leuchten,
Ein selig Schimmern flog durch ihr Gesicht,
Und kehrte sich und schwieg. Der Knabe aber,
Dem Fischer kam er hastig nachgelaufen:
„Ich soll Dir danken, Lieber! hieß die Mutter,
Wir aber bleiben!“ . . .
Schwarze Wolken zogen
Von Mittag auf. Ein schweres Rieseln ward.
Der Eisstoß barst. Ein ungestümes Brausen
Durchzog die Welt. Der Fischer saß am Strand
Und spähte nach der Insel, sah die Wellen
Anklimmen um den Ringdamm; sah ihn brechen,
Und durch das Dröhnen klang ihm Wehelaut.
Er sah des Schlosses Turm versinken, sah
Nur schwanke Wipfel alter Bäume ragen,
Sonst nichts im wilden Wogenflutgebraus.
Und als er endlich wieder seinen Kahn
Durchs Wallen zwingen konnte, lag das Eiland
Verlassen wie vor eh'. Nur Trümmer ragten.
Er schritt sie durch und sann und säumte lange,
Doch keine Spur erzählte von den zweien.
Nur in den Erlen raunt' es wie von Trauer,
Und schwanke Weiden flüsterten die Sage
Von jener Frau, die leidvoll hier verdarb —
Felicitas genannt und also elend . . .

Schlaflose Nacht.

Es war zur Nacht, darin der Schlaf mich floh
Und Leiden suchte, als ein rüst'ger Wandrer
Mir trat ans Bett. Den Stecken hielt die Hand,
Ein starker Gurt umspannt' die breite Hüfte,
Ungleiche Augen sahen ernst mich an,
Das blau, wie nur ein Maitag voll Verheißung,
Das schwarz und finstrer Drohung voll. Er sprach
Und nahte mir: „Ich bin der Ruhelose
Und will nun etwas ruhn vom steten Schreiten."
Und raunend zog der Laut aus seinem Munde
Mir um das Ohr, daß mir das Herz erschrak.

Und wie er also saß und sich verweilte,
Ganz ohne Regung, stumm, verschränkt die Arme,
Erschien es mir, als schlüg' die Einsamkeit
Die unbegrenzten Flügel vor mir auf,
Daß jedes Licht erlosch. Die Töne schwiegen,
Die sonst mich nächtig ruhelos umsausen,
Nun vom Gewesnen wispernd, nun vom Künft'gen.
Ein Todesschweigen. Nur mein Herz schlug bang
Statt aller Uhren — stille stand die Zeit . . .

Gelegentliches

Wunsch.

Nicht wie ein Irrlicht, das im Sumpf verzischt —
Ich möchte sterben, wie ein Stern verlischt:
Er ist verstoßen aus dem stäten Reih'n,
Der ihm für Zeit und Ewigkeit gesetzt;
Er gleitet niederwärts; mit irrem Schein
Durch alle Himmelsräume stürmt er jetzt;
Du ahnest nicht die Qual, die ihn bedrängt,
Die flammend ihm den tiefsten Kern versengt,
Du siehst die Spur, die fallend er beschreibt,
Die lange noch, nachglühend, sichtbar bleibt,
Und sprichst, aufstaunend zu den lichten Höh'n:
„Was war das schön!“

Penelope.

Endlos währte die Nacht. Mein Lager netzt' ich mit
Tränen,
Drückt an die Lippen den Pfühl, denkend des fernen
Gemahls.

Bänglich graute der Tag. Ich ließ behende mein Bette
Und umwandelte zag Ithakas felsiges Rund;
Stieg zu den Höhen hinauf und wieder abwärts zur Küste,
Die mit gewaltigem Laut heiser die Meerflut umbrüllt.
Und ich spähte nach Wolken: es flog mein Blick nach den Bergen;
Ach! kein helles Fanal leuchtet mehr kündend darauf!
Längst erlosch mir die Glut, die Ilions Fall mir gemeldet,
Tief in der Seele mit ihr starb mir das frohe Vertraun.
Und mein Freund ward die See. Sie machte glanzlos mein Auge,
In das bewegliche Herz zog ihre Unrast mir ein,
Und wie Kunde vom Fernen erklingt mir oft ihre Weise,
Sie zu deuten vermag nimmer mein armer Verstand.
So verblüh' ich denn einsam. Der Gattin des ratklügsten Mannes
Bleicht in ratlosem Leid langsam das nächtige Haar . . .

Die Tochter Fortunats.*)

Spätsommer war's, es floß ein sattes Licht
Auf Rebgelände nieder und auf Saaten;
Zum erstenmal vernahmst Du da Bericht
Von Fortunats unsel'gem Kind, Renaten;

*) Erzählung von J. J. David, enthalten in den „Wiedergeborenen."

Und nunmehr, da sich schimmernd im Gebreit
Des Winters Stapfen allenthalben zeigen,
Ward unser Kind dem Flammentod geweiht:
Die Malespina starb im lohen Reigen.

Du liebtest sie um alles, was sie litt,
Um jedes Weh, das ihr ein Gott bereitet,
Ihr Los verfolgend, zaghaft, scheu im Schritt,
Hast Du zur Brandstatt sie hinausbegleitet;
Du warst allein; nur Dir zur Seite stand
Der Mann, der Dir Renatens Los verkündet —
Unsel'ger Tag! Es ward an jenem Brand
Die Fackel meines Lebens mitentzündet!

Einem Kinde.

Allerliebste liebe Kleine,
Komm und sitz auf meinem Schoß,
Küsse mich, denn sieh, ich meine,
Besser macht mich Dein Gekos'.

Sorgen, die mich nächtig quälen,
Bringt Dein taghell Aug' zur Ruh;
Märchen will ich Dir erzählen —
Doch ihr lieblichstes bist Du.

Mit alten Münzen.

Lange deckte uns der Schacht
Ernsthaft und verschwiegen:
Nunmehr sind wir aus der Nacht
Jetzt ans Licht gestiegen.

Ander Volk lebt in den Gaun,
Als sich an uns freute,

Doch es bleiben schöne Fraun
So wie damals heute.

Silberbarren, Silberstück
Sind noch stets willkommen,
Und ein grabentstiegen Glück
Mag der Liebsten frommen.

---

†

Wenn müd' vom Schaffen, reich an Tagen
Ein Starker und ein Weiser schied —
Dann soll die Muse den beklagen
Und ihn verewigen im Lied.

Doch ist ein Sein in bester Fülle,
Im stärksten Schuß der Kraft verdorrt —
Geziemt's, daß sie das Haupt verhülle:
Der tiefste Jammer hemmt das Wort.

Max Neuda.

Es war
Dein Wort dem Schwerte gleich. Du hast's gezückt
Unzähl'gemal zum Schutze der Bedrängten.
Und zaubermächtig rief's die guten Geister
Zu ihrem Schirme auf.
Und gleich der Spitzart
Hast Du's gebraucht. Vor seinen starken Schlägen
Da stürzten die gewaltigen Gewölbe,
Darin Verlorne fern dem Lichte saßen.
Die blaue Himmelswölbung grüßte sie
Und jene Sonne segnete ihr Haupt,

Die sie für immer sich umwölkt gemeint,
Da mit Gewalt der schweren Finsternis
Man hingab sie.
Und einer Lohe glich's,
Sie strebte aufwärts zu den reinsten Höhen
Der Menschlichkeit; sie rief zum Helfer sich
Den starken Sturm, und Vorurteile stürzten.
Kein Brandmal hat es je geprägt — nein, reingebrannt
So manchen hat's von Fehl. Und immer warst du
Ein lautrer Künder edelster Gesinnung:
Der sich vergangen hat, ist doch Dein Bruder —
Ehr' Dich in ihm . . .
Wenn Dir die Schatten
Der siebenzig vergangnen Jahre nahen,
So schüttelst Du das weiße Haupt — wieviel
Verging in ihnen, wandelte sich gänzlich —
Und Du bestandest ohne Wank: ein Kämpfer
Im Kampf ums Recht, ein eifervoller Diener
Am guten Wort — dem Wort, das Güte kündet.
Ein alter Brauch
Kommt heute mir in Sinn: Dem hohen Helden,
Der, Sieger in der Feldschlacht, mit dem Schwerte,
Das seine Feinde schlug, zugleich die Pforten
Des Bagnos, drin sie saßen, aufgesprengt:
Dem nahten alsdann dankbar die Befreiten,
Und brachten ihm — was kann ein Aermster andres? —
Die Ketten dar — daran man sie geschmiedet. —
Geschäh' es heute! Unabsehbar wäre
Der Danker Zug: ihr Kettenrasseln klirrte
Geheimnisvoll den Grundtakt jenem Jubel,
Der Dich umschallt, und ihre Lippen, stammelnd,

Erflehten jene Helle Deinem
Geliebten Haupte, die sie Dir verdanken . . . .

Richard Heinzel.

So geht's mir wieder, wie mir's vordem ging,
Selbst beim Colloquium, wenn ich Dir nahte:
Ich stammle wieder, wo ich reden müßte,
Und wenn ich sprechen sollte, möcht' ich schweigen.

Das macht die Scheu, die längst mit uns verwuchs,
Mit allen eins ward, die Dich je begriffen
Und Deines Wesens einen Strahl empfunden.
Recht, einen Strahl. Denn vor Dir weicht das Dunkel.
Und wie auf reinen Höhen sieht man Dich,
Tief unter Dir das graue Nebelwallen,
Der Wolken Schatten und ihr dunkelnd Wandeln.
Und scheidet man, so steigt man niederwärts,
Beklommner Brust vom dumpfen Hauch der Gründe.
Es ist
So unermessen das Gebiet, darinnen
Du königlich gebietest, das gelassen
Ein Herr aus eignem Rechte Du umschreitest,
Hier Marken ändernd, dort den Grenzstein setzend,
So wie Dir's billig scheint. In starker Faust
Des Zweifels Schwert, so hast Du ausgerodet,
Was überlebt, und war es selbst in Dir.
Und wiederum hast Du mit rechter Richte
Das aufgehöht, was Dir das Wahre schien.
Zu stetem Dienste, sonder Rast bemüht,
Des ewig Fließenden Gesetz zu finden:
Des Worts, der Sitte.

Du hast
Uns aufgetan der Vorzeit Kemenate,
Den Wunderhort begreifen uns gelehrt,
Der da gespeichert liegt. Hast uns des Grales
Geheimen Sinn erschlossen, selber gleich
Der Wunderschüssel, die da alle sättigt,
Die gläubig nahen, die der Seele Hunger,
Den nimmer schweigenden, zu stillen weiß.
Hast aufgehellt verklungner Tage Dunkel:
Wir sahn und staunten — was wie Schemen schien,
Gewann Gestalt und starke Leiblichkeit.
Im Panzerkleide zogen Nibelungen
Den Todesweg, voran der Schlächter Hagen.
Und Gudruns Lied verflog gleich Möwenruf
Im Wogenbrausen.
Und vorangeschritten
Durch wilden Wald, darin die Bäume sangen,
Verständigen vernehmlich, nun von Taten
Der starken Irrenden, drin von den Zweigen
Ein heimlich Lied ertönt von hoher Minne,
Bist Du zur hohlen Kluft. Vorangetragen
In hoher Hand hast Du den Wunderstein,
Den man Karfunkel nennet, und so wich
Die tiefe Nacht von Gängen unter Erden,
Die Brunnen der verhohlnen Tiefe klangen,
Hier sickernd, dort durch breite Stollen brausend;
Und wir erschauten, wie sich rätselvoll
Der Sprache lautrer Erzgang da verästelt,
Dort eingesprengt durch schmale Schlüfte zieht,
Zum Lichte strebend. Und ihm schießen an
Gar viel Kleinodien: der teure Jaspis,

Der grüner ist denn Gras, der Almadein,
Der milde glühende, und wieder äffend
Durchsetzt ihn Kobold und der schlechte Zaffer.

In unsre Hand,
Unsicher noch des Werkes, legtest
Du Rüstzeug und Gerät. Du lehrtest brauchen
Uns Dein Gewaffen. Sein Gebietchen hat
Sich jeder ausgesteckt, darin nach Kräften
Und eignem Können er sich gern betätigt.

So horche denn! Die Hämmer höre pochen,
Der Spitzart Pinken in dem harten Stein,
Der Haue Schürfen. Unharmonisch klang es?
Dir sei's Musik — es ist der Ton der Weise
Vervielfacht, die Du singen uns gelehrt,
Die heut, ein starker Chorus, Dir zu Ehren
Erhoben wird. Denn in der Arbeit ehrt
Man seiner Werke Meister.
Jeder hat
Herbeigebracht, was etwa er gefunden.
Im Gabensaale liegt's zu Hauf. Bei Stufen
Von gültigem Metalle — wohl auch Schlacken,
Gedrehte Ringe, wie man Freunden spendet,
Etwas Gekrätze, wieder bunte Kiesel,
Die hastig auflas, wer nichts bessres hatte
Und leerer Hände nicht erscheinen wollte.
Du nimm es gütig, wie sich's eben fand,
Betracht' es Dir mit wohlgeneigten Augen —
Zu scheiden weißt Du, der Du ein Wardein,
Ein strenger Markwart bist.
Mich aber laß

Nicht gleich dem Herold schreiten vor den Deinen.
Gebückt nur laß mich stehen an der Pforte
Und sie Dir auftun: Herr und hoher Meister,
Tritt ein und nimm das Deine und besieh,
Wie wir mit Deinem Pfund gewuchert haben!

Grabschrift.

Wer immer diesem Grabe nah,
Vermeide, Tränen zu vergießen:
Er weckt die Schlummernde — sie sah
Nicht eine ungetrocknet fließen . . .

Th. Körner.

Ein Eichwald. Drüber Morgenrot;
Aus tiefem Grund ein Ruf der Hörner.
Ein Jünglingssein, ein Mannestod,
Umschreib's in einem Namen: Körner!

Frühlings Erwachen.

Wo unabsehbar sich der Prater breitet,
In stiller Au ist mir das Heim bereitet:
Ein kleines Häuschen, das ins Grüne späht,
Vor dessen Fenster schwank die Birke weht.
Noch ist sie kahl: doch bald wird allenthalben
Das grüne Siegeslicht des Frühlings glühn;
Und bald, wie bald! erklingt das Lied der Schwalben,
Das zaghaft leise, in das erste Grün.
Vom Sonnenlicht ist alles überwoben,
Die Vögel sind zurück, schon halten sie

In aller Gottesfrühe ihre Proben
Für jenen Hymnus voller Harmonie,
Drin Menschenlaute, ihre eignen Stimmen
In einem tönenden Akkord verschwimmen.

Sie halten Proben? Ist das nicht ein Märchen?
Wahrhaftig nein! Ich hab' es selbst belauscht;
Vor Tage war's: Da kam ein Schwalbenpärchen
Behenden Fluges durch die Luft gerauscht.
Rings alles kahl, nur Falllaub, braunes Reisig
Bedeckt' den Boden rund mit fahlem Schein —
Da ging es los: zuerst begann ein Zeisig,
Dann fiel der Buchfink hell und schmetternd ein.
Ein Jubilieren war in allen Zweigen,
In Lüften, auf dem Boden, überall;
Kunstpause; dann durch atemloses Schweigen
Begann ihr Sololied Frau Nachtigall;
Der Star, als Dirigent, vernahm's im Sinnen,
Sprach dann bedächtig: Wohl, es geht schon an,
Nun darf das Blühen, wann es will, beginnen,
Wir sind bereit, es würdig zu empfahn.
Mag uns ein Neider, wenn er will, bekritteln,
Wer sich darüber kränkte, wär' ein Tor:
Wir sind, nach unsern sehr beschränkten Mitteln,
Ein ganz vorzüglicher gemischter Chor!

Mein Auge hatte sinnend ich geschlossen;
Nun schlug ich's auf: ich sah das weite Tal
Vom allerhellsten Sonnenlicht umflossen,
Die Traubenhyazinthe blüht' zumal;
Vom Wald herüber drang ein Vogelsingen,
Und süßen Odem hauchten die Syringen . . .

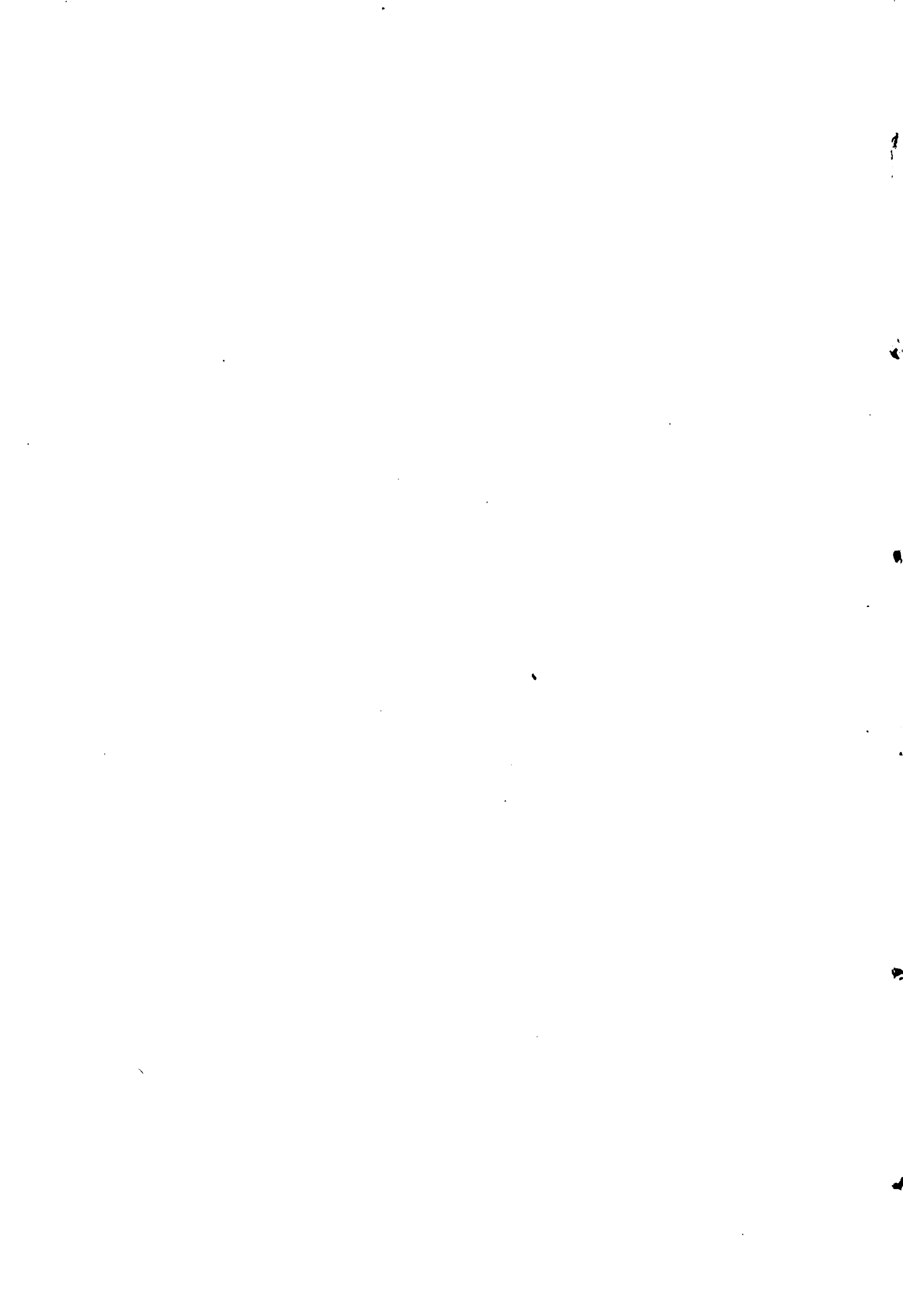
Zueignung.
(der „Wiedergeborenen")

Es zittert noch auf diesen Blättern
Ein Sonnenleuchten, längst verblaßt;
Es braust darin von wilden Wettern,
Die stark ein wilder Herz erfaßt;
Es blüht von Blumen mancher Arten —
O, achte keine zu gering! —
Gebrochen in dem irren Garten,
Darin ich träumend mich verging.

„Das Blut."

Es ist ein Stück aus fernen Tagen,
Ein Stück — das Ganze wär' zu grau,
Ein Lied, ein Nachtigallenklagen,
Ein Sonnenblick, ein Veilchenblau;
Spätlicht auf eingesunknen Grüften,
Die längst vergessner Staub umwob —
Dann ging ein Brausen in den Lüften,
Davor das letzte Licht verstob . . .

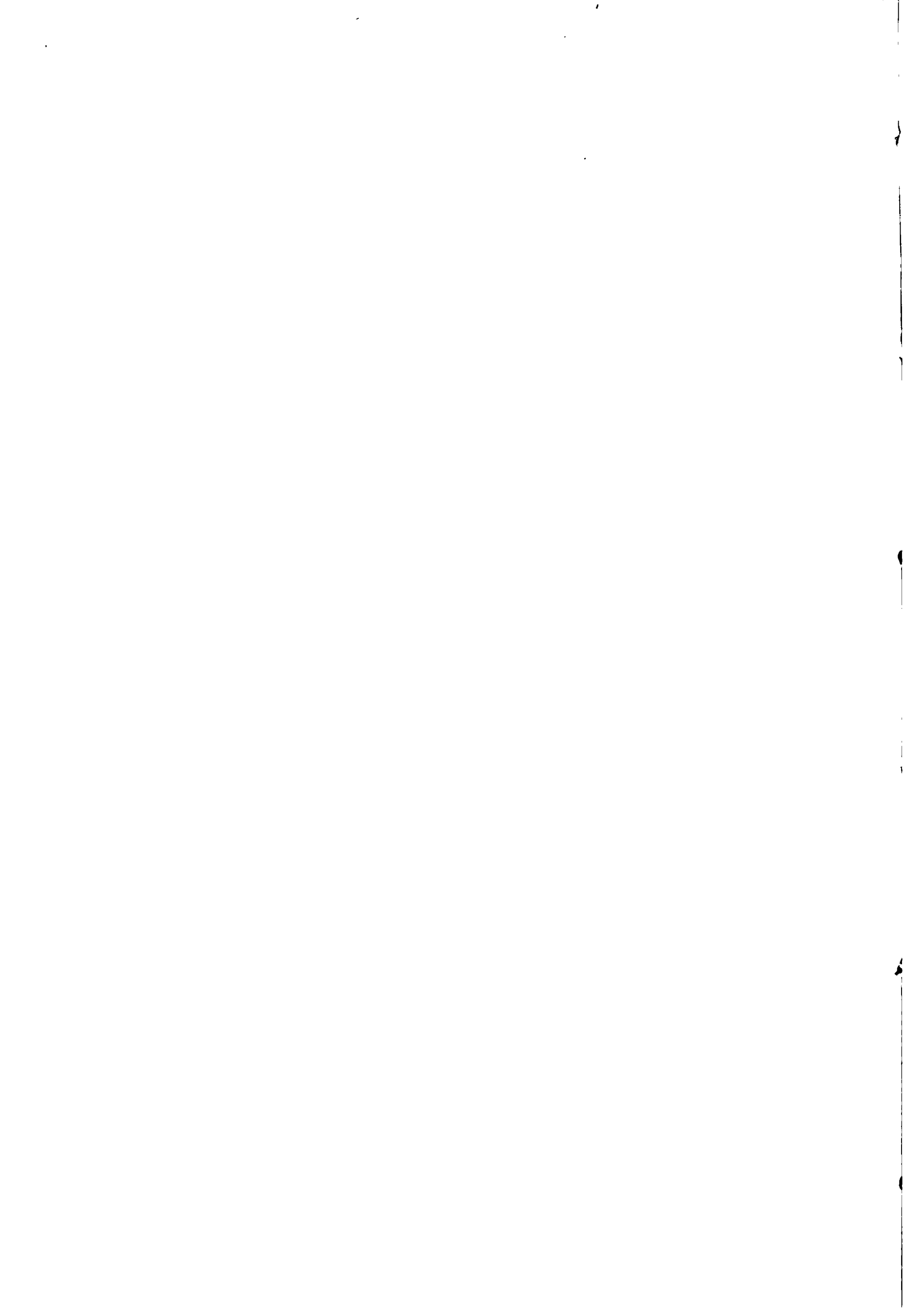
Was ich gewollt? Was ich gegeben?
Ei, das, was mir im Herzen quillt;
Vielleicht ein ganzes Menschenleben,
Leicht ein Symbol nur und ein Bild;
Doch manches, was ich nicht ersonnen,
Nur heiß begehrt und so durchlebt,
Hab' ich der Handlung eingesponnen,
Und feiner Fäden mitverwebt . . .



Das Höferecht

Eine Erzählung

Erich Schmidt zugeeignet



Es ist lange her, seitdem das Büchlein, das nun in die Welt tritt, Ihnen zuerst unter die Augen gekommen ist. Manches widerfuhr mir seither, Böses wie Gutes: aber ich wüßte nichts, das sich an reinem Glücksgefühl der Empfindung jenes Augenblicks gleichstellen könnte, da ich zuerst aus Ihrem, eines mir berufenen Richters Munde, das Urteil vernahm: Du hast das Recht zu sinnieren und zu träumen. Und zur Erinnerung an jene eine Freude unter vielen, die ich Ihnen danke, möge das Werkchen Ihren Namen tragen und Ihnen zugeeignet sein.

Nicht ohne Zagen entsend' ich's. Denn Sie wissen, wie wohl ich seine Fehler erkenne, wenn ich ihnen doch nicht zu steuern vermag. Nun hat's allerdings Freunde gefunden, die es mochten, da es zuerst auf den losen Blättern einer Zeitung in die Welt flatterte. Aber werden ihm die auch jetzt schon getreu bleiben? Wird es nicht da wie dort mißdeutet werden, nicht nach einer Tendenz durchforscht und darnach beurteilt? Denn die Zeit ist tendenziös und sucht und richtet nach Schlagworten. Irrten die nicht, welche meinten, seine Vorzüge überwögen seine Mängel? Alle diese Bedenken waren mir gegenwärtig und ich erwog sie; wenn sie aber doch nichts über mich vermochten, dann ist's am Ende

begreiflich. Es ist aber auch nicht das unbedingte, ach so wohlfeile Lob, darnach ich geize; genug, wenn mein „Höferecht" seine Leser findet, wenn diese sprechen: er nahm das Wort, weil er etwas zu sagen hatte . . .

Genug davon. Sie aber bitte ich: empfangen Sie zum andern Male hold und gewogen, was Ihnen einmal nicht mißfiel.

Wien, im Februar 1890.

I

Einen letzten Hügel erstieg die Landstraße hart vor dem Dorfe; dann senkte sie sich gemach herab in ein tiefes Tal, das sich fast endlos dahinzog. Wohin immer das Auge sah, war Grün; nur die Straße selber zog sich durch das Gelände, schier einer grauen Riesenschlange vergleichbar. Die Häuser zogen sich, als ob sie ihre Annäherung fürchten müßten, scheu auf sich zurück: hinter ihren Vorgärten suchten sie Deckung, darinnen sparsame Blumen, alte Obstbäume und hochstämmige blühende Linden standen. Der Bauersmann liebt nämlich die Linde — so karg er sonst gegen alles ist, was bloß schön sein will — nicht etwa, weil ihre Blüten süß duften, sondern weil sie seinen Immen just in nahrungsarmer Zeit die trefflichste Beute liefert.

Wie an die Schnur gereiht, stand ein Haus neben dem anderen. Alle waren sie wohlhabend, aber alle hielten auch tüchtigen Abstand von einander. Hinter den einen erstreckten sich die Felder in langem Striche, schier unabsehbar in ihrem bunten Wechsel von hellem Gelb und sattem Grün. Das waren die Höfe der Großbauern. Dazwischen und verstreut stand wohl auch ein Häuschen, das nur ein kleines Stückchen Ackerland, vielleicht gar nur ein Gärtlein umgab. Da wohnten die Häusler. Aber man mußte das ganze Dorf durchschreiten — und ein gutes Stück Weges war

das — ehe man eines traf, das allen Schmuckes entbehrte, das kahl und öde an der kahlen Straße lag; ehe man zur Wohnung des Dorfjuden gelangte.

Unter ihrem moosigen Schindeldache lag sie ganz seltsam geformt. Die Verkalkung ihrer Wände war abgebröckelt, und zwischen dem schmutzigen Weiß schienen die Rohziegel häßlich in braungelbem Fahl hervor. Niemand mühte sich, zu bessern oder zu schmücken; nicht ein armseliger Blumentopf stand zwischen den erblindenden Fensterscheiben. Zwei einsame Pappeln, deren Blätter unter einer schweren Staubschichte verschwanden, hielten kerzengerade und langweilige Wache davor. Eine Bank war zwischen ihnen, als schiene den Bewohnern der Hütte selbst dieser Schatten noch begehrenswert. Die Hoftür war immer nur angelehnt; wer sich die Mühe nahm, in den Hof zu blicken, der sah allerlei klägliches Gerümpel zu Hauf stehen. Zerbrochene Sessel, verbogene Ofenröhren lagen wirr durcheinander, schlecht geschirmt vor der Sonnenglut und dem Regen des Sommers.

Wann immer aber in sommerlicher Zeit die Haustür geöffnet ward, drang der Staub ein. Ein unbarmherziger Geselle! Er lagerte sich breitspurig auf dem dürftigen Möbelwerk, er umkrustete die Dielen, die Betten, kurz alles mit seiner trübseligen Farbe. Fingerdick lag er auf den wenigen Büchern und auf dem Ofen, im Geschirre hatte er sich häuslich eingerichtet. Kam der Wind, dann stieg er in förmlichen Säulen in die Höhe, seltsam vom Scheine der bunt schillernden Fenster beleuchtet.

Anfangs hatte die Judenfrau einen Kampf mit ihm

zu führen gesucht. Die Mauern ließ sie frisch anstreichen, sie scheuerte und fegte. Aber bald war sie ermüdet. Wozu sollte auch die Mühe? Jede Weile fuhr ein Lastwagen schwerfällig wider das Häuschen, daß große Stücke des Bewurfes abbröckelten; und das Haus gehörte ja nicht einmal ihnen. Wenn der ärmste Tagelöhner des Dorfes sein eigen Dach hatte — sie waren ja nur zur Miete, ohne zu wissen, wie lange Zeit ihnen auch nur das armselige Obdach gehöre, das sie bewohnten. Das Innere der Wohnung aber rein zu halten, war ihr unmöglich. Zu oft im Tage mußte die Pforte geöffnet werden: ein Schlagbaum spannte sich hier über die Straße — die Hütte war das Heim des Zollpächters. Jeder vorbeifahrende Wagen mußte hier sein Woher und Wohin abgeben, ehe er, ohne das Wegegeld entrichtet zu haben, weiter durfte. Und so gab die Tür, ungeölt, unablässig ihr häßliches Kreischen von sich; auch das bißchen Oel, um sie verstummen zu machen, schien der Jüdin eine zu große Auslage. Es war ein Leben zwischen Tür und Angel, das sie führte: bei Tage wie bei Nacht; denn auch da pochte häufig eine harte Faust an das Fenster, hinter dem eine kleine Oellampe ihr zaghaftes Licht auf abgerissene Papierfetzen warf, und eine heisere Stimme forderte Durchlaß. Dann mußte sie sich vom Lager erheben; der Schlagbaum stieg, seiner Kette entledigt, knarrend in die Höhe, und es ward eine Weile ruhig.

Erst seit kurzer Zeit wohnten die Eheleute Bermann im Dorfe. Man hatte sich viel von ihnen zu erzählen gewußt, von großen Reichtümern, die sie besessen, einem ausgedehnten Handel, den sie betrieben

hätten. Nun waren sie blutarm, das sah man. Aber immerhin mochten die Bauern den alten Lazar Bermann ganz wohl; einen stillen, gedrückten Mann, der, wenn er zu Hause war, hinter seinem Talmud saß und mit seltsamem Kopfnicken darin studierte. Früher war das Mauthäuschen Unterschlupf verdächtigen Gesindels gewesen, und das Licht der Oellampe — erzählte man sich — mehr als einmal das erharrte Zeichen für lichtscheue Gesellen geworden. Nun aber ging es unter den Pappeln ruhig zu. Wenn Lazar, seinen Sack auf der Schulter, durch das Dorf ging, dann grüßten ihn die Häusler, und selbst die Bauern nickten ihm zu und sahen ihm halb mitleidig nach. Denn Handelsmann war er nicht. Was er heimbrachte, das war Kram, der kaum die Mühe des Heimschleppens lohnte, den knappen Raum des einzigen Zimmers verengte, den Boden unter dem Dache zum Bersten anfüllte und ungeachtet, ungenützt im Hofraume vermoderte.

II

Ab und zu machte Frau Rosalie Bermann einen letzten Reinigungsversuch. Den Fußboden rein bekommen zu wollen, kannte sie zwar hinlänglich als vergebliche Mühe. Aber sie wischte mindestens an den Stühlen herum, reinigte die Töpfe und hastete in anscheinend zweckloser Geschäftigkeit im Zimmer umher.

War dann ihr Gatte fort, dann vertauschte sie ihr gewöhnliches Kleid mit einem anderen, nicht minder

zerschlissenen und fleckigen, auf dessen Grundfarbe die Zeit und der Gebrauch allerlei merkwürdige Farbentöne aufgetragen hatten. Aus dem Schranke nahm sie ihre Sabbathaube, unter der sie ihr kahlgeschoren Haupt sorgfältig verbarg. Auf dem Grunde ihrer Truhe suchte sie nach einem kleinen Kästchen; dem entnahm sie allerlei glitzernde Ringe, gering an Wert, mit Halbedelsteinen geziert. Ihre Füße zwängte sie in enge und verblichene Schuhe, deren Sohle aufgebraucht war. Dann stellte sie auf das Fensterbrett zwei silberne Leuchter, überzog den abgeblaßten Samt des Lehnsessels, in dem Lazar zu studieren und sie des Nachts zu dämmern pflegte, mit einem reinen Tuche, betrachtete sich im großen Spiegel, dessen Gold blind und dessen Glas längst schon fleckig geworden war, und erwartete, ihr Zimmer bedächtig durchschreitend, während der Saum ihres langen Kleides im Staube störte, ihre Besucherinnen.

Ungleich ihrem Manne, der sich in stolzer Scheu von dem Umgange mit den Bauern fernhielt, konnte Frau Bermann die Einsamkeit nicht ertragen. An alles hatte sie sich gewöhnen können; das Elend nahm sie mit der Indolenz der Orientalin hin, den gewohnten Luxus konnte sie mit ihrem armseligen Schmutze vertauschen; aber sie mußte sich beklagen können. Anfangs hatte sie die stille Hoffnung genährt, sich den Großbäuerinnen nähern zu dürfen. Aber die lebten jede für sich, die hatten auch keine Zeit für Besuche. Nur wenn sie sich Sonntags nach der Kirche in ihrem reichen Staate ergingen, bekam man sie zu Gesichte, oder, wenn sie, städtisch angetan, an der Maut, in ihrem eigenen Wagen, von ihren eigenen Pferden gezogen, vorbeibrausten, um

in der Stadt drin ihren prunklosen Reichtum zu zeigen und ihr Selbstgefühl auf den Märkten mit ihrem Wohlstande zu mehren. Aber wer Gesellschaft ehrlich sucht, der findet sie bald. Und so hatte denn Frau Rosalia Kameradschaft geschlossen mit den Weibern der Häusler und Tagelöhner. Ab und zu kam auch eine Bauernmagd, die im Auftrage ihrer Herrin kleine Geschenke an Nahrungsmitteln, eine willkommene Aufbesserung der schmalen Kost, brachte. Alle diese Leute aber durften bloß erscheinen, wenn Lazar nicht zu Hause war; denn bei dem hätten Spenden wie Gäste den gleichen abweisenden Empfang gefunden. Seine Frau aber war minder zurückhaltend. An diesen Leuten fand sie, was sie brauchte: aufmerksame Zuhörer. Für sie putzte sie sich mit ihrem besten Staate, vor ihnen befliß sie sich ihres säuberlichsten Deutsch, das freilich immer noch ein wenig nach dem Ghetto einer mährischen Kleinstadt schmeckte. Was an Leid in ihr lebte, fand hier Verständnis; so gut die Sehnsucht nach den Tagen des entschwundenen Glücks, wie die klägliche, lähmende Sorge um das tägliche Brot. In diesem Kreise war sie, oder meinte sie doch wenigstens immer noch die Erste zu sein. Denn sie hatte die Welt gesehen, sie war in Olmütz und in Brünn gewesen, und sie kannte den Reichtum. Dem zum Beweise trug sie ja alles an ihrem Leibe, was an die glücklicheren Tage von dermaleinst erinnerte.

Das Dorf kennt überhaupt kein einsames Leid. Wenn man sich in der Stadt mit seinem Schmerze verbergen kann, auf dem Lande ist das unmöglich. Jener Drusus, der sich ein Leben im Glashause wünschte, hätte das in einem kleinen Dorfe billiger haben können. Und

das war Frau Bermann gerade recht; so konnte sie sich in zwangloser Geschwätzigkeit ergehen. Von allem durfte sie erzählen, was ihr irgend der Erzählung wert erschien. Sie berichtete ihren aufhorchenden Besucherinnen von der Kutsche — „schöner, weit schöner als diese lumpigen Bauernwagen“ — in der sie gefahren, von den prächtigen Zimmern mit vergoldeten Spiegeln — „alle wie der da“ — und sie wies auf den erblindeten Spiegel an der Wand — in denen sie gewohnt hätten, von den herrlichen Gastereien, bei denen die feinsten Leute der Stadt ihre Gäste waren. Von reichen Almosen, die sie gespendet hätte, wußte sie zu erzählen. Denn selbst ihre Gutherzigkeit war geschwätzig.

Mancherlei drollige Fälle liefen freilich dabei mit unter. Mitten in der Schilderung eines prächtigen Gastmahles kam ihr in den wirren Kopf der Gedanke an den Topf mit Hirsebrei, der ihr ganzes Abendbrot bildete und im Hausflur auf dem offenen Herde brodelte. Oder sie berichtete von den großen Verlusten, die sie erlitten — „Tausende waren es, Tausende!“ — und merkte, daß ihr ein Wagen durchgehen wollte, ohne den schuldigen Zoll zu entrichten; dann brach sie mitten im Satze ab und lief keifend dem trunkenen Fuhrknecht nach, ganz ihrer Bildung und ihres langen Rockes vergessend, dessen nachschleppender Saum die Straße fegte, daß der Staub hoch aufwirbelte. Zwischendurch schalt sie auf ihre Verwandten, die, in selbstischem Reichtum dahinlebend, ihrer vergäßen und sie ihrem Elend überließen. Sie schmähte ihren Mann, der als armer Talmud-Schüler ihr Gatte geworden war und dieses Glück so wenig zu schätzen wußte, daß die Feindseligkeit mit

ihrer Familie großenteils sein Werk war; der ihr Vermögen verspekulierte und nun verbauere, ohne Versuch, sich aufzuschwingen, sich in seinem Lose wohl gar noch gefalle. Sie konnte ordentlich giftig werden, wenn sie davon sprach, von seiner Dummheit, mit der er es verschmäht hatte, das Haus, die Einrichtung, die ihnen gehörte, auf ihren Namen schreiben zu lassen, um die Reste ihrer Habe so den Gläubigern zu entziehen. Als ob es nicht alles tatsächlich ihr Eigentum gewesen wäre, ehe er es in die Hände bekam!

Wenig kümmerte sie sich dabei darum, daß ihr Gerede einen Zuhörer hatte. Auf der Ofenbank saß ein Kind; die mageren Aermchen auf den Schoß gestützt, den unschönen Kopf vorgebeugt, horchte es. Wirre Erinnerungen an die alte Zeit durchzogen bei solchen Erzählungen seinen Geist; seine großen, grauen Augen flammten, wie wenn sich die Kerzen des Kronleuchters darinnen spiegelten, der zu den Festlichkeiten im Elternhause entzündet worden. Es dachte den Vater, wie er war, ehe ihn Elend und langjährige Mühsal brachen, die Mutter in reichen Gewändern. Und aus diesen Stunden erwuchsen im Herzen der Kleinen heiße Sehnsucht und bitterer Groll. Sehnsucht durchbebte sie nach dem entschwundenen Glücke, und Groll lebte in ihrer Seele gegen den Vater, durch dessen Verschulden es verloren gegangen. Vernachlässigt und vereinsamt, fühlte sie mit dem frühreifen Instinkte des Judenkindes alle Bitterkeiten ihres erbärmlichen Loses; kein Schulbesuch bot ihr Zerstreuung und Ablenkung durch Bildung dar. Und doch war ihr Verstand durch das stete Innenleben über ihre Jahre hinaus entwickelt, selbst

auf Kosten ihres Herzens. Denn nicht einmal ihre Mutter liebte die kleine Fanny. Zu gut verstand sie das mißachtende Achselzucken ihrer Gäste, wenn Frau Bermann das Zimmer verlassen hatte, und ihr höhnisches Zischeln. Also selbst denen war die Mutter verächtlich, denen sie Respekt einzuflößen vermeinte!

Wenn aber die Mutter selbst einen Besuch machen gegangen war und der Vater sich in Geschäften umtrieb, dann war sie allein; oft halbe Tage lang saß sie einsam auf der Bank unter den Pappeln. Ihre Haare flogen, schlecht gekämmt und windzerrauft, um ihr blasses Gesicht, ihre Augen aber hafteten fest auf der Landstraße und folgten ihren Krümmungen, bis sie sich im Blauen verloren. Die stellte das greifbare Band zwischen ihr und den Orten ihrer Träume dar, die führte in große, volkreiche Städte, darinnen auch ihre Verwandten lebten. Wie, wenn sie fortginge, immer fort, bis zu denen, und sie bäte, flehentlich bäte, sie an ihren Genüssen teilnehmen zu lassen? Zuweilen fuhren Wagen mit reichgeputzten Leuten an ihr vorbei; dann quoll das häßliche Gefühl des Neides in ihr auf. Warum mußte just sie dazu verdammt sein, demütig am Wege zu stehen und die Hand um die wenigen Kreuzer auszurecken, die man ihr zuwarf? Und der Stolz Lazar Bermanns bäumte sich in seiner Tochter.

Weil sie aber keine Seele hatte, der gegenüber sie ihr Herz erleichtern konnte, verfolgten sie solche Gedanken selbst in ihre Träume. Wenn sie sich nachts auf der Kiste ausstreckte, darauf sie schlief, spann sie dieselben weiter aus. Der Wind pfiff durch das Mauerloch, durch das die Kette geführt wurde; ihr Rasseln

klang häßlich in ihren leichten Schlummer hinein. Oft fuhr sie auf; dann drang der Gegensatz zwischen ihren Traumgebilden und der Wirklichkeit doppelt heftig auf sie ein; sie sah den Vater, der vom Tage ermüdet friedlich schlief, daß er mit seinem grauen Haar und den langen, geschlossenen Wimpern schier einem Toten glich; sie sah die Mutter in ihrem Lehnsessel sich unruhig hin und her bewegen, das alles schwach vom flackernden Lichte der Oellampe hinter dem Fenster beleuchtet. Die häßlichen Scheltworte ungeduldiger Kärrner vernahm sie. Und der Stachel der Armut senkte sich tief in ihr Herz mit dem Entschlusse, ihrer ledig zu werden — um jeden Preis.

III

Es war zu Anfang des Septembers, und der Wind strich empfindlich kühl über die Stoppeln und die Wiesen, deren dunkles Grün sich zu lichtem Gelb verfärbt hatte. Lazar Bermann war eben nach Hause gekommen, aber sein Mahl schmeckte ihm nicht, denn seine Gedanken arbeiteten zu heftig in ihm. Immer und immer wieder betrachtete er den Brief, den ihm der Gemeindediener gebracht hatte, mit der Aufforderung, sich sofort nach Erhalt desselben beim Obmann des Ortsschulrates, bei Jakob Lohner einzufinden und seine Tochter mitzubringen.

Seit den vier Jahren, die der bankerotte Kaufmann in dem kleinen Orte verbrachte, war ihm kein Brief mehr

zugekommen. Seitdem er sein Unglück und sein übergroßes Vertrauen mit mehrmonatlichem Gefängnis hatte büßen müssen, lebte eine heftige Furcht vor allem in ihm, was an die Obrigkeit gemahnte. Mehr als seine Not drückte ihn die überstandene Strafe; denn er wußte, daß sie durch seine Frau bekannt geworden war. Was konnte auch der reichste Mann des Ortes von ihm, dem allerärmsten Menschen wollen? Sicher nichts Gutes. Und es fiel ihm ein, daß Lohner auch seit vielen Jahren Vorstand der Gemeinde war, wie denn sein Hof den Namen „Die Erbrichterei“ führte. Vielleicht hatte er ihn nicht zu sehr erschrecken wollen, und bloß deshalb den minder verfänglichen Titel unter das amtliche Schriftstück gesetzt.

Auf dem ganzen Wege — denn er machte sich sofort nach dem Empfang des Schreibens auf — verfolgten ihn diese Gedanken. Und er hatte Zeit, ihnen nachzuhängen, denn mehr als eine Stunde Weges hatte er zurückzulegen, ehe er beim Erbrichter sein konnte. Raschen und gleichmäßigen Schrittes ging er in die grauende Nacht, die alles mit ihrem Schleier zu verhüllen begann, so vertieft und in sich versunken, daß er es nicht merkte, wie schwer der Kleinen das Mitkommen werden mußte. Nicht ein Mal auf der ganzen Strecke machte er Rast; ab und zu griff er mit den Händen fingernd in die Luft oder er faltete sie und sprach wenige hebräische Worte.

Der alte Lohner galt für einen strengen Mann; streng gegen andere wie gegen sich. Allgemein ist der Bauernstolz in dieser Gegend; aber unter allen war er der stolzeste. Er fühlte sich keinem Adeligen uneben-

bürtig, und es gab nur einen Menschen, dem er einigen Einfluß auf sich einräumte. Das war „die Marianne", wie er sie nannte, die Schulzin, wie man sie im Dorfe hieß, sein Weib. Niemand konnte sich erinnern, von der ernsten Frau auch nur ein lautes Wort gehört zu haben. Niemand wollte je vernommen haben, wie ihr Lachen klang. Aber wenn Lohner in einem jähzornigen Anfalle im Hofe herumwetterte, daß sich alles scheu versteckte, dann trat sie ihm entgegen. Die Hand legte sie auf seine Schulter: „Aber Bauer", und seine Faust löste sich. Sie galt für karg, wie es der Schulze war; wenn weit ärmere Bäuerinnen in Seide einhergingen, trug sie Wollenzeug und statt des städtischen Hutes die Bauernhaube. Die fahrenden Vagabunden fürchteten sie ebenso, wie die Bettler an den Kirchentüren. Die einen führte sie in ihren Hofraum, wo ein Stoß alten Holzes aufgeschichtet war: „Das spaltet." Seit ihrer Hochzeit blieb es so unberührt. Für die anderen hatte sie den Rat, ihre Gebrechen nicht dort zur Schau zu tragen, wo sich der Mensch entsinnen solle, daß es einen gütigen Gott gebe. „Elend gibt's genug in der Welt, ihr braucht einen nicht just hier daran zu erinnern, und wer mit Ekel ins Gotteshaus geht, der hat schlecht beten." Sie hatte ein Armenhaus durchgesetzt, heißt das, ihr Mann hatte in Gemeinschaft mit den anderen Großbauern eins gebaut; man wußte ihr aber keinen rechten Dank dafür, denn die Bauern empfanden die neue Abgabe, und die Bettler beklagten ihr ungebundenes Leben.

Je länger sich der Weg hinzog, desto mehr eilte Lazar; erst nahe vor der Erbrichterei machte er eine kurze Pause. Nun erst merkte er, wie schwer sein Kind

ging; seine Brust flog, die Wangen, sonst immer bleich, waren heftig gerötet. Er legte die Hand auf den Kopf Fannys — es war die erste liebkosende Berührung, deren sich die Kleine vom Vater erinnerte, denn nicht einmal des Sabbats, wenn die Lichter gelöscht werden und der Jude sein Haus segnet, sprach er den Segen über sie. Dann durchschritt er den in tiefer Stille daliegenden Vorgarten, er öffnete die Tür zum Flur und schrak schier zusammen ob des ängstlich hellen Tones, den die Klingel vernehmen ließ. Hastig schritt er durch das Vorhaus; das war so rein gehalten mit seinem roten Ziegelboden, mit seinen weißen Wänden, an denen die Milchkübel hingen, ein so behaglicher Duft drang aus der Küchentür, und die große Hängelampe gab ein so freundliches Licht, daß der arme Jude dabei seufzend seiner Wohnung gedachte. Die Hoftür stand offen; er sah den großen Raum dunkel vor sich liegen, mit den Stallungen, die ihn umsäumten, und aus denen das dumpfe Brüllen der Kühe und das Klirren ihrer Ketten herübertönte. Er ging durch die Gesindestube; Knechte und Mägde hatten ihr Abendbrot beendet und saßen schwatzend beisammen. Eine Magd erhob sich und geleitete die beiden Fremden durch ein unbeleuchtetes Zimmer in die gute Stube, wo der Bauer mit dem Pastor am Tische saß und politisierte.

Lazar Bermann blieb mit unterwürfigem Gruße an der Tür stehen; so einfach der Hausrat auch war, auf die kleine Fanny machte er einen überwältigenden Eindruck. Das Zimmer war so groß und schier zu niedrig für die Einrichtung, die hochlehnigen Eichenstühle, den großen massigen Tisch. Mit einem Blicke übersah

sie alles. Trotz ihrer Müdigkeit, die sie zwang, sich an den Rock des Vaters zu klammern, prägte sie sich alles ein; das Klavier in der Ecke, das offen stand und an dem der Lehrer mit einem hochgewachsenen blonden Jungen saß, das ernste Gesicht der Frau, die zuhorchend dabei stand, die hochmütige Dreistigkeit, mit der sie der andere, größere Knabe musterte, selbst die Demütigung empfand sie, die darin lag, daß man sie stehen ließ, und das kühle Kopfnicken des Bauern. Sie sah das Maß in jeder Bewegung der Bäuerin, die Sauberkeit in allem und jedem und verglich's in raschem Geiste mit den Zuständen zu Hause.

„Ich habe Euch rufen lassen, Bermann," hub der Bauer an, „weil ich mit Euch zu reden habe. Es ist eine dumme Geschichte. Ihr seid der einzige Jud' im Orte — und Ihr seid ein anständiger Jud'. Aber Ihr habt eine Tochter, und es geht nicht, daß die aufwächst wie eine Heidin oder ein Kalb, wenn sie auch nur ein Judenmädel ist. Nun haben wir unsere Schulen für uns und unsere Kinder gemacht, die wir Christen sind. Aber es hilft nichts, Eure Tochter muß auch hineingehen."

Er schenkte aus der Flasche, die auf dem Tische stand, sich und dem Pastor ein Glas ein und wollte weiter reden.

Frau Marianne hatte bisher schweigend zugehört. Nun aber schritt sie raschen Ganges auf den Juden zu, stellte zwei Stühle zum Tische, füllte ein drittes Glas und sprach, auf ihren Mann weisend: „Er ist nicht müde und weiß nicht, daß Ihr müde sein müßt. Trinkt, ehe Ihr redet."

„Sie hat recht,“ sagte der Bauer. „Ihr müßt müde und durstig sein. Es wird auch ein weiter und beschwerlicher Weg für das Kind, und sie ist schwach. Aber das Gesetz will es so, und ich muß dazu sehen, daß es befolgt wird. Geh hin, Kleine, das ist der Herr Lehrer, und das sind Deine Kameraden von morgen an.“

Fanny erhob sich und näherte sich schüchtern dem Klavier. Der Junge, der bis dahin gespielt hatte, stand auf und bot ihr die Hand. Sie nahm sie scheu und verwundert; als ihr die Bäuerin glättend übers Haar strich, war ihr ganz eigen zumute. Sie fühlte sich befangen, und doch tat ihr die Berührung wohl, hätte gern ein paßliches Dankwort gesagt, aber ihr war's, als schnüre ihr etwas die Kehle zu. Dazu lag ihr noch der weite Weg in den Gliedern, und sie war hungrig. Durch das still aufkeimende bessere Gefühl drang sieghaft der alte Neid. Die hatten gut freundlich sein und ihnen brauchte vor dem Wege in die Schule nicht zu bangen; sie waren wohlgekleidet, und kein Stein der Landstraße schnitt ihnen durch zerrissene Sohlen in das Fleisch der Füße, und zu Hause wartete ihrer eine Mutter. Sie schämte sich ihres rissigen Kleides, sie fühlte sich häßlich und verwahrlost.

Die Bäuerin nahm sie bei der Hand: „Das ist der Gustav, und der andere da heißt Georg. Ihr werdet euch wohl vertragen? Gustav wird dir Bücher leihen, was du so brauchst. Du wirst doch nicht lange bei den Fibelmädeln sitzen bleiben, siehst viel zu hübsch und zu gescheit dazu aus. Wenn du auch das Vaterunser nicht mitbeten kannst, dein Vater ist der im Himmel doch so gut, wie er es diesen da ist. Und wenn's dir zu weit

ist nach Hause im Winter, darfst immer herkommen — aber kämmen mußt dich und waschen. Na, wenn ich deine Mutter wär'! Jetzt geh, ich werd' dich zum Lehrer und zum Herrn Pastor führen, küss' denen die Hand und geh heim. Und so brav!"

Lazar Bermann war fort. Auch Pastor und Lehrer waren gegangen. Die Kinder waren zu Bette geschickt, über dem weiten Hofe lagerten die Nacht und das Schweigen. Der Bauer hatte seine letzte Pfeife ausgeraucht, klopfte sie bedächtig aus und erhob sich schwerfällig: „Gehen wir schlafen, Mariann'! Was du aber gutherzig bist, und gar bei dem Judenkinde, Mariann'!" Sie kehrte sich rasch: „Erbarmt dich eine Waise nicht, Lohner?" „Waise? Sie hat doch noch beide Eltern!" „Und willst du, daß deine Kinder solche Eltern hätten, Lohner?" „Meine Kinder?" Er sann eine Weile nach und schwieg; „meine Kinder? Nein!"

IV

Wenn nach beendeter Schulzeit die Kinder ausschwärmten wie weisellose Bienen, wenn das ganze Dorf widerhallte vom lustigsten Lärmen fröhlicher Stimmchen, wenn das ungebundenste Treiben sich verbreitete vom Schulhause bis zum Gemeindeanger, ging Fanny Bermann still nach Hause. Viele Kameradinnen hatte sie, und doch war sie im Grunde noch so einsam und verlassen wie je.

Anfangs hatte das eine oder andere Kind den Versuch gemacht, Kameradschaft mit dem neuen Judenmädchen zu schließen. Aber alle waren bald davon abgestanden; sie zu necken aber wagte man auch nicht, denn sie hatte zwei mächtige Gönner an den Söhnen Lohners. Sonst war die Uneinigkeit der beiden Lohnerbuben sprichwörtlich gewesen; aber wenn irgend wer der kleinen Fanny weh getan hatte, dann konnten sie ihre ewigen Zwistigkeiten vergessen und gemeinschaftliche Rache an dem Beleidiger nehmen. Freilich vielleicht nur, um unmittelbar nachher selber über die wichtige Streitfrage ins Raufen zu kommen, wer die derberen Püffe ausgeteilt habe.

Oft forderten sie die Kleine auf, mit ihnen auf die Erbrichterei zu kommen. Sie war nie dazu zu bewegen, so wenig als sie die Einladung eines anderen Schulkindes je annahm. Und so ließen denn bald alle die sonderbare Schulgenossin ungeschoren; denn das Kind verträgt alles und kann sich allen befreunden, nur herbe Verschlossenheit ist seinem innerlich offenen und wahren Wesen unfaßlich und ungemütlich.

Frau Mariannens Weissagung hatte Fanny bald gerechtfertigt. Nur kurze Zeit war sie bei den Fibelmädchen gesessen, um sie bald mit raschem Geiste zu überholen. Dabei blieb ihr der Lehrer doch, bei allem Stolze auf seine beste Schülerin, abhold; das Unkindliche in ihrem Wesen, ihr Mangel an Schmiegsamkeit im guten Sinne stießen ihn ab. Nie war sie zur Ueberzeugung eines Unrechtes zu bringen; wurde sie bestraft — es kam selten genug vor — dann trug sie's trotzig und schweigend, wie man schwere Unbill erleidet. Auch

bei der härtesten Züchtigung — und einmal schlug er sie ganz grimmig, durch ihr stetes Schweigen gereizt und in förmliche Wut gebracht — weinte sie nicht, niemals mindestens laut. Ihre Tränen flossen still, ohne daß sich ihr Auge senkte. Noch immer war sie die Schlechtestgekleidete; aber alles an ihr war von peinlichster Sauberkeit; jene wenigen Worte Frau Mariannens und die Kränkung, vor fremden Leuten von einer Fremden eine solche Zurechtweisung empfangen zu haben, hatten die nachhaltigste Wirkung auf sie geübt. Frau Rosalie sah es mit stumpfsinniger Verwunderung, wie sich das Kind noch vor Tagesanbruch erhob, um an sich und seinem Kleidchen zu säubern und zu bessern, was irgend möglich war. Sie bestaunte ihren unermüdlichen Fleiß, aber sie ließ die Kleine mindestens gewähren.

Es war kein Glück für Fanny gewesen, daß sie zur Schule kam. Ihr Verstand wuchs, gewiß; aber je erfreulicher er sich entfaltete, desto minder konnte sie sich mit den Zuständen zu Hause befreunden. Durch den Umgang mit Wohlhabenderen ging ihr der Geschmack an der Zierlichkeit des Lebens auf, aber der heimische Schmutz war ihr desto unerträglicher geworden; seitdem sie sah, was andere besaßen, empfand sie doppelt, was ihr gebrach. Dazu war ihr Geist wesentlich erwägend und verneinend, im Gegensatze zur sonstigen Glaubensfreudigkeit kindlicher Art. Sie prüfte jede neuartige Erscheinung nicht, wie es sonst Kinder des reifenden Alters pflegen, auf ihre Verwandtschaft, sondern auf das, was ihr darin befremdlich war, und fand fast immer zuerst das Feindselige heraus. Beim „Vater unser" dachte sie nicht an den e i n e n guten Gott, der seine Sonne

Gerechten und Ungerechten aufgehen läßt, sie dachte an einen Gott, der ihr feindlich war, an dem sie bestenfalls kein Teil hatte. Wenn am Schulschlusse von allen Kindern das „Ein feste Burg" angestimmt wurde, schwieg sie; aber in tiefster Seele empfand sie die Scheidung zwischen sich und allen anderen, empfand sie ihre Vereinsamung. Nicht einmal mit Schmerz, der kann zu Gutem führen; nein, mit ingrimmigem Neide gegen alle die, welche einer Gemeinschaft angehören, aus der sie ausgestoßen war, ohne daß sie wußte, warum. Als sie dann bei dieser Feier mit einem jener Geschenke bedacht ward, die unter die bravsten Kinder ausgeteilt wurden, stimmte sie in die Freude der anderen nicht ein. Die hatten ihre Eltern da, die sich des Fleißes und der Fähigkeiten ihres Kindes erfreuten und sie ihm mit Liebkosungen vergalten; sie aber war allein gekommen, wie sie gehen mußte. Deutlich fühlte sie dabei, wie ihre Freude über diese Auszeichnung lange nicht so groß war, als es ihr Ingrimm gewesen wäre, hätte man sie ihr vorenthalten. Und das verdarb ihr selbst diesen einen frohen Augenblick.

War es aber, weil sie diesen Tag doch fröhlicher war als sonst, sie ging diesmal mit Frau Marianne und den beiden Lohners, die aus der Schule traten. Sie verbrachte den Tag auf der Erbrichterei.

Das erstemal in ihrem Leben saß Fanny an einem reinlich gedeckten Tische und trieb sich nachmittags mit den beiden Buben in Wald und Feld um. Frau Marianne sah mit Vergnügen, wie die Wangen ihres Schützlings sich röteten und Fannys Auge sich aufhellte, wie sie beinahe lustig wurde. Aus der Freundlichkeit, mit

der ihr an diesem Tage alle, selbst der strenge und stolze Erbrichter, begegneten, war in Fanny der Gedanke aufgekeimt, wie es doch ein Mittel gebe, sich über ihr Elend zu erheben. Die Macht und der Wert ihres Verstandes waren ihr klar geworden.

Aber selbst dieser kurze Augenblick reinen Wohlbehagens sollte ihr nicht unvergällt bleiben. Heimgekehrt empfing sie kein Wort freudigen Grußes; die Mutter hieß sie mit Schelten, der Vater mit Schlägen willkommen. Niemand hatte sie in ihrer Religion unterwiesen, aber sie mußte dafür büßen, daß sie eines ihrer Gebote übertreten, daß sie beim Christen gegessen hatte. Mit gewohnter Schweigsamkeit ertrug sie es; aber der Groll gegen ihre Eltern fraß sich tiefer in ihr Herz, und sie war verschlossener als je. Mehr und mehr hefteten sich ihre Gedanken auf die Landstraße, öfter erwog ihr Geist die Flucht aus ihr unerträglichen Verhältnissen, gleichviel, wohin sie gehen mochte. Neben und über ihrem Verstande begann eine unklare und lüsterne Phantasie ihr Spiel mit ihr. Keine Arbeit, wie sie sonst die Kinder der Landleute verrichten müssen, gab ein Gegengewicht. Ihre Eltern besaßen weder Vieh noch auch nur ein Stückchen Land, das ihr Gelegenheit, die Arbeit zu lernen, und ihrem Innenleben Ablenkung geboten hätte. Sie führte ein Leben voll träumerischen Müßigganges; mit niemandem ging sie mehr um, jede Berührung wies sie scheu zurück. Lud Gustav Lohner sie einmal wieder am Fenster pochend ein, auf das Feld mitzulaufen, dann schüttelte sie verneinend den braunen Kopf. Still sah sie das Laub der Bäume fallen und im Winde verwehen; das Spiel des verfliegenden Staubes betrachtete

sie, und etwas von der ewigen Unruhe der Natur befiel und bemeisterte sie und ihr Herz.

V

Wenn man Fanny Bermann gefragt hätte, wie lange sie so dahin lebte, sie hätte kaum eine Antwort geben können. So gleichförmig folgten ihre Tage auf einander, so ähnlich in ihrem ewigen Einerlei. Jahre waren es, daß sie im Dorfe lebten. Aber nicht ein tieferes Gefühl entkeimte ihr; keine Liebe zu der Scholle, auf der sie lebte, zog in ihre Seele, keine Herzlichkeit kam in ihr Verhältnis zu Vater und Mutter. Sie fühlte sich heimatlos, und manchmal beschlich sie ein Heimweh. Ein schreckliches Gefühl, zumal wenn man nicht einmal weiß, wo man zu Hause ist. Täglich entfremdete sie sich Vater und Mutter mehr, immer weniger verstand sie die Lebensführung ihrer Eltern, immer losgelöster fühlte sie sich je länger sie zur Schule ging, von dem Glauben, dem sie einmal angehörte.

Gustav Lohner war aus dem Dorfe gegangen — das war das einzige Ereignis im Herzen der Kleinen in dieser ganzen Zeit. Er war derjenige ihrer Kameraden, dem sie noch am meisten zugetan war. Es gab sogar Tage, an denen sie den hübschen, blonden, fröhlichen Burschen nahezu gerne hatte. Freilich nur so lange, als sie sich seiner Vorzüge nicht klar bewußt war; von diesem Augenblicke an neidete sie

ihm dieselben viel zu sehr, als daß nicht diese Empfindung jedes warme Wort und jede warme Regung hätte ersticken sollen. Uebermächtig waren Neid und Eigenliebe in ihr erwachsen. Selbst jede Dankbarkeit gegen Frau Mariannen ertöteten sie. Und doch war die stolze Frau einmal im Zöllnerhäuschen erschienen, um nach ihrem kranken Schützling zu sehen. Ein Aufsehen erregendes Geschehnis für das ganze Dorf und ergiebiger Gesprächsstoff für lange Zeit für Frau Bermann und ihre Konventikel, und ein Umstand, der Fanny erhöhte Wichtigkeit in den Augen ihrer Mutter verliehen hatte. Freilich wäre sie von diesem Besuche vielleicht minder erbaut gewesen, wenn sie hätte hören können, was Frau Marianne daheim dem Schulzen über die „Judenwirtschaft“ sagte.

Bald darauf war Gustav fort in die nächste Gymnasialstadt. Getreulich gedachte sie dieses Tages; sie war zum Schlagbaum getreten. Es regnete unermüdlich und mit einer gewissen Gründlichkeit; die Tropfen der Dachtraufe fielen schwer auf ihr bloßes Haupt und rollten über das blasse Gesicht, daß es schier aussah, als weine sie stille Tränen. Aber sie kam sich selber so bedauernswert vor, daß in ihrem Herzen kein Raum für fremdes Leid war. Gustav hatte am Ende Ursache zum Kummer, er schied von der Heimat; sie aber, die sich glücklich gefühlt hätte, wenn sie fort hätte dürfen, sie war an die Scholle gebunden. Was widerfuhr ihm schließlich gar so Großes? Wo immer er hinkam, mußte er Freunde finden. Wer hätte dem schönen Burschen auch abhold sein können? Sie aber empfand ein neues Herzeleid, sie fühlte sich häßlich. Denn darin bestand

die ganze Beachtung, die ihr die Mutter neuerdings angedeihen ließ, daß sie in stete Klagen über die Häßlichkeit ihres Kindes, in laute Verwunderung, woher es die wohl haben möge, ausbrach. Von ihr nicht, gewiß nicht! Ihr waren die feinsten Herren ihrer Heimatstadt zu Füßen gelegen. Und die kleine Fanny kränkte sich arg darüber, daß ihr Schönheit, dieses Himmelsgeschenk, versagt geblieben war. Es mußte wohl etwas Herrliches darum sein, wenn es genügt hatte, selbst ihrer Mutter Bewunderung und Liebe zu erwerben. Noch war es ihr unklar, worin diese Macht der Frauenschönheit liege, aber ihr Fleiß ließ nach, seitdem sie von dieser Vorstellung ergriffen war. Ihre Mutter hatte nie etwas gelernt, gewiß nicht, und doch hatte sie die herrlichsten Anträge erhalten und hätte das glänzendste Glück machen können.

Je älter aber Frau Bermann wurde, mit desto mehr Vorliebe behandelte sie dieses Thema. Und zeitweilig befliß sie sich dabei einer Deutlichkeit, die nur zu bald auch den letzten Schleier vom Auge ihrer Tochter reißen mußte. Fanny ging nunmehr das letzte Jahr zur Schule und war ohnedies aus einem frühreiferen Stamme, als die germanischen Bauernkinder. Jene unklaren Gefühle begannen in ihr zu gähren, die desto heftiger auftreten, je minder elterliche Sorgfalt und körperliche Arbeit ihnen entgegentreten. Frau Bermann aber sprach höchst offenherzig: es waren ja lediglich Frauen, die ihr zuhörten, und — das Kind. Daß das Kind nicht mehr so ganz Kind war — nun, ihre Schuld war es sicher nicht, wenn es so lange währte, ehe Fanny wußte, warum sie sich Schönheit wünschte und ehe sie eine be-

stimmte Vorstellung mit ihrem Stoßseufzer: „Bin ich erst groß und schön“ verbinden konnte.

Fanny war minder menschenscheu seither. Besaß irgend eine ihrer Altersgenossinnen die große Kunst, sich Liebe zu erwerben, dann suchte sie ihren Umgang. Sie studierte ihr Benehmen, sie erwog immer wieder die Frage, worin wohl der Zauber ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit liege. Das aber, was sie ihr abguckte, suchte sie nachzuahmen. Es war zwar nicht wahre Anmut, was sie dadurch erwarb, denn die geht nur darum zum Herzen, weil sie aus einer harmonischen Seele stammt, aber es wurde mit der Zeit ein ganz annehmbarer Ersatz dafür. Dazu hatte sie gerundete Bewegungen, die ihr auch während der Zeit ihres Wachstums blieben, und im Gegensatze zu den ungeschlachteren Dorfkindern kleine Füße und Hände von seltener Zierlichkeit, mit denen sie beim Sprechen bedeutsam lebendig zu agieren wußte, was einen ganz angenehmen Gegensatz zu ihrer sonst so ernsten Haltung gab. Auch des Wortes war sie mächtiger, als irgend eine Genossin. Kurz, es ging eine große Wandlung zum Gefälligeren in dieser Zeit an ihr vor, die leicht bestechen konnte und wohl geeignet war, auch eine Frau von bedächtigem Urteil und bedeutendem Scharfblick, die Schulzin etwa, zu gewinnen und einzunehmen. Und Frau Lohner verfehlte auch nicht, sich dieser Umwandlung herzlichst zu freuen und vielfältig ihr Interesse an dem Mädchen zu erweisen. Gelegenheit bot sich genug; denn Fanny war jetzt, zumal in den Sommermonaten, schier täglich gern gesehener Gast auf der Erbrichterei.

Nach den Pflichtbesuchen bei Pastor und Lehrer —

Familienanhang hatten die Lohner nicht — war Gustavs erster Weg in den großen Ferien unabänderlich zum Häuschen unter den Pappeln. Anfangs lediglich auf Wunsch seiner Mutter, zu der er in einem ganz eigentümlichen Verhältnisse stand. Auf ihr Andringen hatte der erblose jüngere Sohn studiert, auf ihren Wunsch war er nicht an das ferne evangelische Gymnasium nach Teschen gesandt worden. Das alles wußte er wohl, und doch konnte einem oberflächlichen Beobachter das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn kühl erscheinen. Selten schrieb er nur; eine eigentümliche Unbeholfenheit im Gedankenausdruck behinderte ihn daran. Auch beim Heimkommen gab es kein Händeküssen und keine Liebkosungen; erst wenn der Wagen mit Gustav vor dem Tore hielt, ging ihm die Schulzin entgegen. Ein kurzes „Grüß Gott, Gustav, warst brav?" war sein ganzer Willkommen. Und doch stak der große Junge, wie er auf den Boden seiner Väter trat, schier den ganzen Tag hinter der Mutter. Ihr brachte er seine Zeugnisse heim, ihr beichtete er alle seine kleinen Leiden. Ein Ton herzinniger Zärtlichkeit und höchster gegenseitiger Achtung herrschte zwischen ihnen. Wenn die Mutter von den Studien ihres Sohnes sprach und wie schwer ihm die werden müßten, denn sein Kopf sei nicht der rascheste, so lag ein echt mütterlicher Stolz in den Worten. Und so ging denn Gustav lediglich seiner Mutter zuliebe jeden ersten August den endlosen Weg durch das ganze Dorf, um eine Einladung vorzubringen, die nie angenommen wurde. Er hätte Frau Mariannen ganz andere Opfer gebracht, als einen Besuch bei einem Menschen, an dem ihm eigentlich nichts lag. Was konnte

am Ende auch ein bald achtzehnjähriger Junge mit einem Kinde, das noch in die Schule ging, gemein haben?

Immerhin, als sie endlich seiner Aufforderung folge leistete, war er doch erfreut. Nun hatte er eine Gespielin, denn auch er war etwas vereinsamt. Ins Dorf kam er selten herunter, sein Bruder Georg war im Hofe vielgeschäftig und sah im Jüngeren nichts als einen Tagedieb und Taugenichts. Er empfand die tiefere Neigung, welche die Mutter dem Jüngeren entgegenbrachte, mit mißgünstigem Neide. Die Knechte, die Georg scherzhaft vorgreifend „Bauer" hießen, nährten seinen Hochmut. Er suchte sich für die Ueberlegenheit Gustavs, die er selber empfand, dadurch schadlos zu halten, daß er ihn jetzt schon seine künftige Uebermacht empfinden ließ. Ueberhaupt, nicht bloß die höhere Bildung Gustavs ärgerte ihn, auch an Gewandtheit und Stärke war der Jüngere bevorzugt. Dies war ein Unrecht; wie durfte Gustav vor dem Erbsohne, dem von allem von Rechtswegen das größere Ausmaß gebührte, etwas voraus haben wollen? Frau Mariannens ganzer Einfluß war vonnöten, um ernstere Raufhändel hintanzuhalten. Wenn sich die Brüder zuweilen in halb scherzhaftem Ringkampfe maßen, dann empfand es die Mutter und auch Fanny fühlte es klar, wie der geringfügigste Anlaß den alten Kinderstreit in todesgrimmen Haß wandeln konnte. Keineswegs konnte es hier so werden, wie es sonst wohl Brauch der Landschaft war; nach dem Tode der Eltern konnte Gustav nicht mehr auf dem Hofe bleiben. Zum Knechte, und das war seine Stellung von Rechtswegen, taugte der nicht,

der den mindesten Uebergriff des Aelteren mit solcher Entschiedenheit zurückwies, so wenig als Georg der Mann dazu war, sein Erstgeburtrecht nicht zu mißbrauchen. Er war kein eigentlich schlechter Mensch. Aber was die Dorfschmarotzer dem reichen Erbsohne gegenüber taten, das verlangte er von jedem: unbedingte Anerkennung seiner Autorität. Er ließ sich seine Wohltaten teuer bezahlen, mit dem Aufgeben jeder Selbständigkeit. Wer aber das nicht wollte, den verfolgte er mit offenem oder auch jahrelang schleichendem Haß, der nur die gebotene Gelegenheit erharrte.

Frau Marianne mochte sich immerhin Glück wünschen, durch Gustavs Studium die Möglichkeit von Mißhelligkeiten tunlichst beseitigt zu haben; Eine gab es, die ihre Hoffnung keineswegs teilte. Fanny sah mit einer Art grimmiger Freude das Unheil, das sich im glücklichsten Hause des Dorfes bereitete, ahnte von vornherein trübe Tage und ernsten Bruderzwist. Jedermann kann nur nach seiner Seele in der anderer lesen; so hatte sie zu Georgs Geist den trefflichsten Schlüssel und verstand wohl, wie er sich durch Gustavs größere Gaben trotz aller Vorteile, die ihm zugefallen waren, verkürzt fühlte. Sie sah aber auch die reiche Geschäftigkeit, welche die Ernte auf Lohners Gut brachte, die Fülle des Segens in Flur und Scheune. Sie fühlte, wie sie sich nie von solchem Besitze trennen könnte, hätte sie nur das mindeste Anrecht darauf; und Gustav, der wegen eines Altersunterschiedes von zwei Jahren dem strengen Brauche der Landschaft zufolge erb- und rechtlos war, sollte willig und kampflos entsagen? Undenkbar schien ihr solches. Freilich mußte dem heimlosen

Sprossen des schweifenden Geschlechtes dies ebenso unfaßlich erscheinen, wie die ganze festgefügte und zwingende Sitte eines Stammes, der seit Jahrhunderten auf der Scholle sitzt und mit ihr verwachsen ist.

VI

„Steh auf, Fanny!"

Es war zu mitten der Nacht, einer schwülen, kurzen Sommernacht, als dieser Ruf in ihre Träume drang.

„Was gibt's, Vater?"

„Steh auf, Fanny, die Mutter will sterben."

Fanny erhob sich auf ihrer Kiste. Das Haar strich sie sich aus den schlafgeröteten Augen und zog das Hemd über der Brust zusammen, die ahnungsvoll zu schwellen begann; im nächtigen Dunkel trat sie an den Stuhl, auf dem die Mutter lag und schwer röchelte. Neben ihr stand der Vater; gespenstig blaß war sein hageres Gesicht. Die Oellampe hinter dem Fenster flackerte kurz und wie ängstlich.

„Fass' an!" Sie ergriff die Mutter bei den Füßen, der Vater umfaßte den Leib. So trugen sie den Körper zu dem einzigen Bette. Es waren kaum zwei Schritte; aber schwer und totenstarr war der Leib, an dem sich nichts mehr regte, als die Brust, die mühselig nach Luft rang. Der Schweiß trat auf die Stirne des Mädchens.

„Laß die Kette los."

„Warum, Vater?"

„Mach' die Schranke auf, sie soll einmal in Frieden sterben dürfen!"

Der Vater schlug seine Psalmen auf und las mit halbgedämpfter Stimme darin. Manchmal fiel eine Träne auf die vergilbten Blätter. Vom Bette her klang es wie schweres Stöhnen, vor dem Fenster rollte ein Lastwagen vorbei; die Hufe der Pferde klapperten auf der Chaussee. Von den Feldern herüber tönte der klagende Ruf der Nachtschwalbe. Das Zwielicht begann seinen Kampf mit dem Grauen einer sternlosen Sommernacht und erfüllte die Stube mit geisterhaftem Schimmer. Wenn sich die Sterbende im Bette wandte und tat, als wolle sie sprechen, stand Lazar von seinem Buche auf und fragte trüben Tones nach ihren Wünschen. Fanny wunderte sich über die tiefe Trauer in jedem Worte des alten Mannes. Die Frau hatte ihn geschmäht und herabgesetzt in den Augen der Leute, und doch, in seinen Augen standen Tränen, wenn er dann weiter betete. Und sie konnte so ruhig sein dabei! Sie bemerkte gedankenlos die schrecklichen Wandlungen, die der Tod im Gesichte der Mutter hervorbrachte. „Kein Wunder" — dachte sie — „wenn man den Tod fürchtet. Er macht ja so häßlich!" Sie sah, wie die Nase ihrer Mutter immer spitzer und schärfer hervortrat und wie etwas Fremdes sich um ihren Mund lagerte. Und doch kam kein Grauen in ihre Seele; das alles beobachtete sie nicht etwa teilnahmlos, denn es interessierte sie höchlich, aber ohne tiefere Erschütterung, ohne jedes heilige Erbeben, mit dem der Tod eines geliebten Wesens den Menschen erfaßt. Nur unheimlich ward ihr zumute, so totenstille dasitzen zu müssen und so wehrlos gegen die

entsetzliche Gewalt, die ihre Mutter umkrallte. Sie erinnerte sich des Beginnes der Krankheit; seitdem Fanny aus der Schule getreten war, hatte Frau Rosalia gekränkelt und viel gehustet. Dann hatte Fanny die Wacht am Mautschranken gehalten; und merkwürdig, ihr fiel jetzt jedes der fuhrmannsmäßig feinen Komplimente mit den Wünschen für recht lange Krankheit der Alten ein, die sie anhören mußte. Dann dachte sie daran, wie jetzt Gustav Lohner bald heimkehren mußte. Ein Jahr lang hatte sie ihn nicht gesehen, er stand ja vor dem Abiturientenexamen. Was der wohl zu den Veränderungen an ihr sagen würde? Wenn nur die Mutter nicht stürbe! Sonst mußte sie das Hauswesen führen und die Verantwortung für die Mißwirtschaft fiel auf sie zurück; nur zu leicht konnte sie dadurch bei Frau Mariannen mißliebig werden. Ein empfindliches Unbehagen befiel sie bei dem Gedanken.

Die Lampe hinter dem Fenster begann übelriechend zu erblassen. Es wurde immer heller; schon strich der Morgenwind um ihre Stirne, als sie das Fenster öffnete, um das armselige Licht dahinter zu löschen, und der Morgen ward röter und röter. Nicht eine Wolke stand am Himmel. Da hörte sie plötzliches Geräusch. Sie wandte sich rasch; jeder Zug im Gesichte ihrer Mutter erstarrte, das Auge ward stier, in das vertraute Antlitz kam etwas Schreckliches, Steinernes. Jäher und unvermittelter Schrecken befiel Fanny, sie schrie auf: „Vater, sie stirbt!" und beide stürzten zum Bette. Dann noch ein kurzes, angstvolles Harren auf das letzte Röcheln, das letzte Atemholen, bis der Vater mit tönender Stimme seine Anrufung des ewig Einzigen in den jun-

gen Morgen rief. Mit abgewandtem Gesichte stand sie dabei; nun wußte sie es: die Mutter war tot.

So lang wie dieser Tag war ihr noch keiner erschienen. Eine Häuslerin leistete ihr Hilfe beim letzten, traurigen Geschäfte. Der Vater hatte sein Gewand zerrissen und hielt die gebotene Trauer. Auf den Boden war Stroh gespreitet worden, ein reinliches Laken deckte man darüber; darauf lag die Tote. Der Wind drang durch die offne Tür und rührte an ihren Gewändern, daß es beinahe wie lebendige Bewegung aussah. Den ganzen engen Raum hatte der Tod für sich in Anspruch genommen. Fanny war müde von der durchwachten Nacht; aber sie wußte nicht, wie sie Raum für einen kurzen Schlummer gewinnen sollte. Im Lehnsessel hatte es die Mutter gepackt, auf dem Bette war sie gestorben, neben ihrer Kiste lag sie. Dabei überkam es sie wie Zorn über die ungelegene Zeit dieses Todesfalles; gerade jetzt, wo das Erntefest vor der Tür stand, mußte sie sterben; das zwang sie wohl, zu Hause zu bleiben. Dann drängten sich Besucher, jedermann im Dorfe meinte, ihr etwas Tröstliches sagen zu müssen; wenn sie fast keine Antwort gab, schrieb man es auf Rechnung ihrer zu großen Trauer. Sie aber empfand nur ein dumpfes Gefühl, seltsam gemischt aus Kummer — denn die Mutter hatte bei all ihren Fehlern trefflich verstanden, das Wenige zu Rate zu halten, und sie traute diese Gabe weder sich, noch ihrem Vater zu — Aufregung und Aerger über sich selbst und ihren Stumpfsinn. Immer wachsend, war dieses Gefühl so stark, daß ihr Tränen ins Auge schossen. Später wurde dann der Sarg gebracht; sie konnte dabei nicht helfen, als man

Frau Rosalia hineinlegte; die Hammerschläge fielen wuchtig widerhallend auf den Deckel, klangen ihr gellend in die Ohren und taten ihr recht eigentlich weh.

Tags darauf kamen Frau Marianne und Georg. Lazar hatte die Leiche auf einen Bauernwagen laden lassen und war damit in die nächste Stadt gefahren, denn sie sollte unter Juden begraben sein. Fanny war allein geblieben; nur gelegentlich rief ihr ein Vorübergehender ein paar Trostworte zu; kein Besucher kam mehr, denn die Ernte war in vollem Gange. Daß die Schulzin zu solcher arbeitsvollen Zeit Muße für einen Besuch gewann, war ein Zeichen hoher Gnade. Mehr als sonst nahm sich Fanny zusammen. In ihrem Inneren empfand sie stolze Genugtuung über diese Auszeichnung; sorgfältig hütete sie sich daher vor jedem Worte und jeder Bewegung, die verräterisch werden konnte. Sie besorgte stets, sie könne zeigen, wie wenig sie wirkliche Trauer empfand; sie schwieg also fast immer und weinte viel, innerlich erstaunt, woher ihr wohl die Zähren in so reichem Maße zu Gebote stünden. Sie hatte auch die Genugtuung, daß Frau Lohner freundlicher als je mit ihr war, und sie aufforderte, tunlichst oft auf der Erbrichterei zu sein. Dabei bemerkte Fanny mit stiller Verwunderung, wie liebenswürdig sich Georg ihr gegenüber benahm; nur daß sie sich über den Grund dieser Wandlung im Wesen des stolzesten und hochfahrendsten Bauernburschen nicht klar werden konnte. Im letzten Jahre waren sie freilich nie in Berührung gekommen, und in der Schule wie bei ihren Besuchen war er ihr stets freundlich begegnet. Aber sie verglich ihn im Stillen mit Gustav, und das war sein Vorteil keines-

wegs. Gustav hatte eine Art Anmut und jenes sichere Benehmen, wie es höhere Bildung und der Umgang mit Besseren verleihen, während Georgs Liebenswürdigkeit stets zu fragen schien, ob der Beglückte auch ihren ganzen Wert zu würdigen wisse.

Nach wenigen Tagen erschien auch Gustav; er war liebenswürdig und gewinnend wie immer. Aber Fanny war nicht mehr von der alten Unbefangenheit, selten kam sie auf den Hof; desto häufiger erschien er im Zöllnerhäuschen. Dann erzählte er Fanny von den schweren Mühen des vergangenen Jahres und der vielen Arbeit, die nunmehr hinter ihm lag. Ueber seinem ganzen Tun und Sprechen lag das zarteste Mitleid mit der Mutterlosen, und oft versicherte er sie, wie stark er ihren Verlust begreife. Daß er dem Mädchen mit derlei Beteuerungen lästig wurde, merkte er nicht; in seiner ehrlichen Seele war nicht Raum für den Gedanken, daß irgend jemand bei solchem Falle nicht schneidendste und tiefste Trauer empfinden müsse. Von diesem Gesprächsstoff wußte sie ihn abzulenken; aber wenn er dann von dem herrlichen Leben sprach, das nunmehr seiner harre, dann horchte sie auf. Er sollte nun nach Wien, Agronomie studieren. Acht lange Jahre hatte er sich's sauer werden lassen, hatte sich geplagt und gemüht — nun wollte er leben. Die ganze Jugendkraft seines fröhlichen, unverdorbenen Geistes lag darin, wenn er von den Wundern der Weltstadt sprach, von dem Strome des Lebens, aus dem er bald den ersten, berauschenden Zug zu tun hoffte. Aber er werde sich nicht verbummeln, gewiß nicht, er werde keine Schulden machen, wie die, so ihm von Wien sprachen. „Meine Mutter!" — seine

ganze Zärtlichkeit brach durch — „Meine Mutter! Soll ich mich vor der schämen?"

In den end- und zahllosen Stunden aber, die sie nunmehr allein war, erwog Fanny die Möglichkeit, gleichfalls nach Wien zu kommen. Dort war der große Markt, wo alles Anwert fand. Zwar, das wußte sie, ohne Geld oder ohne Verbindungen war dort nichts zu erreichen; aber unmöglich wäre es nicht, daß ihr Gustav werde helfen können. Der Vater war kränklich; noch eine kurze Spanne Zeit, und sie war allein, auf sich selber angewiesen. Was dann? Sich als Magd verdingen? Es schauderte ihr vor dem Gedanken, arbeiten zu müssen; sie hatte es auch nie gelernt. So ein Zöllnerleben ist nichts als Müßiggang, Aufhorchen und Rädergerassel die ganze Arbeit, höchstens noch kurze Rede und Gegenrede. Und dann, was sah dabei heraus? Sie kannte alte Mägde genug, die ihr Leben lang bei einem Bauern gedient hatten und nun das Gnadenbrot in Rinden aßen, viel zu hart für ihren zahnlosen Mund. Alltäglich gingen Taglöhner durch das Dorf — nach Wien; das Vieh, das der Bauer gemästet hatte, es fuhr auf der Bahn nach Wien; das Obst aus dem armen Hungerland in den Bergen gegen Schlesien zu, es rollte auf morschen Planwägelein nach Wien. Alles stand dorten zu Kauf, alles ward gekauft — sollte sie allein keinen Schätzer finden können?

VII

Frau Marianne mochte im Dorfe immer noch als die glücklichste Frau gelten; in Wahrheit war sie es nicht mehr, längst nicht mehr. Die Uneinigkeit zwischen ihren Söhnen griff ihr tief ans Herz, mehr noch die Verstellung, zu der sie dadurch gezwungen wurde. Denn die Außenwelt durfte es nicht ahnen, daß sich auf der Erbrichterei schwere Kämpfe abspielten, daß Frau Marianne ihren ganzen Einfluß nötig hatte, um mindestens offenen Feindseligkeiten vorzubeugen. Und was sie noch mehr bedrückte, weil es ihrer durchaus ehrlichen Natur ganz zuwider war, sie mußte auch vor ihrem Manne den Brand verhehlen, der unter der Schwelle ihres Hauses glomm.

Einmal hatte sie sich an ihn gewendet und ihm ihre Not geklagt. Er war aufgefahren; ohne sich um die Tatsachen zu kümmern, hatte er Gustav gezwungen, dem Aelteren, dem Beleidiger, Abbitte zu tun. Trotz seiner überlegenen Bildung war Gustav in des Vaters Augen dem Bruder untertan; Georg war der künftige Alleinerbe, in Georg lebten die Lohner von Kunzendorf fort, und was man dem Jüngeren zuwendete, um das wurde er an seinem Vermögen gekürzt. Wohl überhob sich Georg in seinem Siege; Gustav aber wich ihm sorglichst aus und trug diese Unbill tief empfunden, doch verschlossen in seiner Seele. Die Ferien zu Hause waren ihm verleidet. Tagelang streifte er zwecklos durch die Felder, und heimgekehrt, war er schweigsamer und zerstreuter als billig; seiner Mutter aber schien es, als ver-

berge er etwas vor ihr, als sei ein Geheimnis zwischen sie und ihren Liebling getreten.

Aber zu fragen wagte sie nicht. Mehr als irgend ein Mensch scheut der Bauer offenes Hindeuten auf wunde Stellen. Je mehr sich Gustav entwickelte, desto lieber wurde er der Schulzin. Der prächtige Junge war ein schöner Mann geworden; zwar etwas wortkarg, aber das ist überhaupt Bauernweise, ernst in seiner Lebensführung und von jenem ruhigen Auftreten, das ein Zeichen innerer Kraft und gefesteter Tüchtigkeit ist. Wenn sie ihn heimkommen sah, im Lodenrock, der dem gebräunten, offenen Gesichte so trefflich stand, in welchem sich die einzige Schmarre gar nicht übel ausnahm, die Flinte leicht über die Schulter geworfen; wenn sie seinen raschen Schritt hörte, dann erfaßte es sie wie Herzeleid, ihn enterbt zu sehen, und sie nahm sich vor, alles daran zu setzen, um ihn einer Oberhoheit zu entziehen, die so schwer auf ihm lasten mußte.

Nicht als wäre Georg Lohner eigentlich ein schlechter Mensch gewesen. Aber es war auch schwer, eine gute Seite, überhaupt etwas Bestimmtes in ihm zu finden; es sei denn seinen Hochmut und seinen Jähzorn, die maßlos waren und ihn ganz vereinsamt hatten.

Georg war nicht eigentlich geizig; denn der Geiz verbirgt seine Schätze, während er sich seines künftigen Reichtums nicht genugsam berühmen konnte; er konnte sogar verschwenderisch werden: aber fast nur, um einem anderen, ihn übertrumpfend, weh zu tun. Es ärgerte ihn genug, daß Gustav studierte; für sein Geld, pflegte er zu sagen. Aber die Mutter, das einzige Menschenkind, vor dem er einigermaßen Achtung empfand, hatte

überdies den „Bettler" lieber; um ihre Gunst hatte ihn Gustav betrogen. Und wenn Gustav schon klüger war, welches Recht hatte er, auch noch schöner, und — der Bauer legt großes Gewicht darauf — stärker zu sein, als er? Er war sich wohl bewußt, um wie viel ihm der Bruder überlegen war; was er zu leugnen nicht vermochte, dafür gedachte er sich zu gelegener Zeit zu rächen. Oder war es etwa auch in der Ordnung, daß die Knechte ihm trotz all seiner Grobheit nur widerwillig gehorchten und dem Jüngeren schier ohne Befehl gerne zu Willen waren?

Frau Marianne war Fanny Bermann sehr zugetan gewesen. Von jenem ersten Tage an, da das Kind an der Schwelle der guten Stube gestanden, bis nun, wo es anmutig erwachsen war, liebte sie dasselbe und hatte weder gutes Wort noch gute Tat an ihm gespart. Oft überkam es sie beim Anblicke des hübschen, braunhaarigen Geschöpfes wie mütterliche Zärtlichkeit, an der ja das Bewußtsein, viel und unablässig gegeben zu haben, auch wohl das Beste ist. Nun sah sie das Mädchen nicht mehr gerne und machte kein Hehl daraus; niemand wußte warum. Aber sie hatte einmal gehört, wie eine jüngere Magd den Kameradinnen von gar verfänglichen Freundlichkeiten des Herrensohnes erzählte, und von diesem Augenblicke an litt sie kein hübsches Gesicht mehr auf der Erbrichterei. Mit unendlicher Sorgfalt hatte sie jeden Anlaß zum ernstlichen Streite zwischen den Brüdern aus dem Wege geräumt; sie duldete nicht, daß sie sich irgend begegneten, wenn sie nicht zugegen war; sie gestattete nicht, daß sich Gustav im Felde zu schaffen machte — nun aber schien es ihr, als sähen

beide das Judenmädchen zu gerne. Ihr war es aufgefallen, wie eigentümlich heiser Georgs Stimme bebte, wenn er mit Fanny sprach; die Röte, die bei ihrem Anblick auf seiner Stirne verräterisch aufloderte, hatte sie gedeutet. Sie nahm befremdet wahr, wie er von ihr selbst den Widerspruch ertrug, der ihn bei jedem anderen höchlichst erbitterte. Gustav aber konnte im Gespräche mit ihr ordentlich beredt werden; von ihr zu reden, vermied er dagegen mit ängstlicher Scheu; so oft gelegentlich ihr Name genannt wurde, brach er ab oder ging aus dem Zimmer, wenn man den ihm unliebsamen Stoff nicht sofort verließ. Und in Frau Mariannen schoß der Schrecken jäh auf: Wie, wenn noch gar Eifersucht ins Spiel zwischen den Geschwistern käme? Oft verwünschte sie ihre Freundlichkeit gegen das Mädchen. An dem Maße, in dem es ihr selbst lieb geworden war, konnte sie seine Gefährlichkeit für die Männer beurteilen.

Aber Frau Marianne war nicht die Frau, die sich müßig von ihren Besorgnissen ängstigen ließ. Was an ihr lag, wollte sie tun, um auch die letzte Ursache zum Grolle für Gustav aus dem Wege zu schaffen. Sie hatte eines Tages eine lange Unterredung mit Lohner, bei der niemand zugegen sein durfte. Nach diesem Gespräche war der Schulze ungewöhnlich erregt; selbst Frau Marianne schien aus ihrem Gleichgewichte gebracht. Ein großer Grund stand damals zu Kaufe, und die folgenden Tage trat das Gerücht mit großer Bestimmtheit auf, Lohner hätte ihn erworben und er sei für Gustav bestimmt. Man sprach viel und lange darüber; man wunderte sich, wie der Schulze, der konservativste Mann der Landschaft, in eine solche Benach-

teiligung des Aelteren willigen konnte. Aber schließlich war Georg doch wieder allzu unbeliebt, als daß selbst der starrste Verfechter des Höferechtes gar zu viel dagegen gehabt und die Sache allzu sehr mißbilligt hätte.

VIII

Es war aber keineswegs bloß Frau Mariannens verminderte Gunst, wenn Fanny nicht mehr so häufig wie früher in der Erbrichterei erschien, obzwar sie über dieser einen Unbill die Erinnerung aller Freundlichkeiten und Guttaten verlor, die ihr die Schulzin in so reichem Maße zugewendet hatte. Auch Lazar Bermann hatte ihr kurzweg die Besuche bei Lohners verboten.

Er mochte ein beschränkter Mensch sein, Lazar. Aber er war auch ein anständiger Mensch, und es wollte ihm durchaus nicht einleuchten, was beim Verkehre des nunmehr erwachsenen Mädchens mit den Bauernsöhnen irgend gutes herauskommen könne. Er hatte Gustav zwar sehr gerne gehabt; er erweckte ihm die Erinnerung an seinen früh verstorbenen Sohn. Wenn er gelebt hätte — er hätte jedenfalls auch studiert — dann wäre er wohl ebenso schön und mindestens ebenso klug geworden und hätte dem Alten wohl dieselbe Achtung entgegengebracht, wie dieser Fremde. Fanny aber war ihrem Vater fremd; er hatte das Kind nicht so geliebt, wie er wohl hätte sollen; aber das war ja nur zu begreiflich. Eine Tochter hat für den strenggläubigen Juden keinen rechten Wert; sie pflanzt den Namen und

das Geschlecht nicht fort und darf nicht einmal das herkömmliche Seelengebet am Sterbetage der Eltern sprechen. Nun zahlte sie ihm diesen Liebesmangel reichlich heim. Es war gar unbehaglich in der Maut geworden; immer dringlicher und öfter meldete sich die Not. Tagelang saßen die beiden Bewohner der Hütte einander wortlos gegenüber, der Vater in seine bitteren Erinnerungen, Fanny in ihre Zukunftspläne versunken, bis dem Alten endlich das Schweigen zu viel ward und er fortging, sein übellohnendes Geschäft zu betreiben. Immer geringer war das Erträgnis des Zollpachtes; fast alle Güter gingen mit der Eisenbahn, von der unablässig schrilles Pfeifen herübertönte.

Sowie aber Lazar sein Haus verlassen hatte, erschien Besuch. Bald kam Georg, der sich auf die Kiste setzte, wortkarg Pfeifen rauchend und sich mit stierem Anschauen Fannys begnügend, bis ihm die bedeutete, daß es an der Zeit sei, zu gehen. Dann kam wieder Gustav; war der dort, dann wurde viel gesprochen, doch stets mit gedämpfter Stimme. Und wäre die Schulzin minder menschenscheu gewesen, als sie der Kummer der letzten Zeit gemacht hatte, dann hätte ihr das nicht verhohlen bleiben können, was das ganze Dorf wußte, dann hätte sie sich aber auch den immer steigenden Haß der Geschwister und das Geheimnis erklären können, das entfremdend zwischen sie und Gustav getreten war.

Ein Stück Weges hinter dem Zöllnerhause verließ der Mühlbach die Dorfgemarkung. Sorgfältig gepflegt wuchsen hier Korbweiden und ließen zwischen sich und dem seichten Gewässer einen schmalen Rand frei. Wenn Lazar nicht ausgehen konnte. verschwand Fanny oft

auf einige Zeit und traf hier bald Georg, bald wieder Gustav Lohner. Denn sie war unparteiisch und hatte die Aufrichtigkeit ihres Vaters; sie verhehlte keinem die Bewerbung des anderen. Sie wußte eben nur zu gut, wie es ihren Wert bis ins Ungemessene steigerte, daß die ewige Eifersucht der beiden auch hier im Spiele war. Keiner gönnte ihren Besitz dem anderen, und jeder war zu den größten Opfern bereit, nur um sie dem Bruder abzujagen. Aber sie wußte es auch, daß die mindeste entschiedene Gunstbezeugung über ihr Geschick den Würfel warf. Sie befliß sich also gleicher Freundlichkeit gegen beide und ertrug Georg, so wenig ihr seine Art gefiel, und so schwer sie in seiner Gegenwart die unbehagliche Empfindung los zu werden vermochte, als durchschaue er sie und ihre Berechnungen. Eine Art Zuneigung, die sie für Gustav empfand, erschwerte ihr's mehr noch, unparteiisch zu sein. Sie hatte ihn nicht lieb: einer rechten Liebe war ihr mit allen Bitterkeiten vollgesogenes Herz überhaupt nicht mehr fähig. Aber zu ihrer lebhaften Sinnlichkeit sprach die Kraft und die liebenswürdige Anmut seiner Erscheinung; sie empfand das Unverdorbene seines ganzen Wesens, und es tat ihr wohl und schmeichelte ihr, daß dieser Jüngling, so begehrt und begehrenswert, sich so lebhaft um sie bemühte und ihr die ganze Fülle seines Vertrauens entgegenbrachte.

Als aber die Sommerferien ihrem Ende zugingen, da empfand sie, daß die Entscheidung fallen müsse. Immer war ihr Georg bloß als ein Rückhalt für äußerste Fälle erschienen, den sie ohne dringendste Notwendigkeit freilich nicht fahren lassen wollte. Die schien nun ge-

kommen. Oefter hatte er sich in den jüngsten Tagen höhnische Stichelreden erlaubt, öfter versucht, sich allerlei Vertraulichkeiten und Freiheiten zu gestatten, und da sagte sie ihm denn ihre Meinung, gerade und unumwunden.

Es war zu Ende des September. Die Weiden standen kahl und sahen mit ihren rutenlosen, unförmlichen Köpfen und den geborstenen Stämmen wie Cretins aus. Das Wasser des Mühlbaches war fahl und geschwellt von Wetterregen, und die Binsen an seinen Ufern schwankten beweglich mit ihren großen Rispen im Winde. Fanny war ganz besonders übellaunig; sie wußte, es gab heute hier eine unliebsame Szene. Zu Hause hatte sie Tag für Tag Verdruß; seit er von den Besuchen bei seiner Tochter gehört hatte, ging der Vater nie aus. Er schalt sie nicht; vielleicht weil er erkannte, daß es doch nutzlos sei, daß sein Kind nicht mehr zu ändern und seine Erziehung beendet war. Aber er behandelte sie recht eigentlich verächtlich. Und es waren die häßlichsten Wünsche, die in ihr aufstiegen, wenn sie sein so schrecklich gealtertes Gesicht sah, wenn sein schütterndes Husten sie allnächtlich aus dem Schlafe scheuchte.

Georg erwartete sie bereits; auch er war in heftigster Erregung. Die Unterlippe hatte er zwischen die Zähne gezogen, seine Hände zupften in nervöser Hast an seinem Schnurrbarte und rissen an den Knöpfen seines Rockes. Er bot ihr nicht Hand noch Gruß, sondern trat ihr rasch entgegen: „Es muß ein Ende nehmen zwischen uns, Fanny!"

„Das meine ich auch," gab sie ruhig zurück.

„Ich trag' es nicht mehr, entweder du willst mich,

dann laß den Lumpen laufen — aber zum Narren halten läßt sich Georg Lohner nicht länger."

„Da hat er auch vollkommen recht."

Er achtete auf die Unterbrechung nicht. „Das dauert schon ein Jahr oder noch länger. Ich hätte Mädchen in der Zeit haben können — so viele" — er streckte die Hände mit ausgespreizten Fingern von sich — „aber ich mag keine als dich, es mag kosten, was es will. Ehrlich Spiel — was verlangst du, wie teuer stehst du zu Kaufe? Was dir der Schlucker geboten hat, das kann ich auch noch bieten und noch mehr — weit mehr! Wenn seine Herrlichkeit zu Ende ist, beginnt erst meine!"

Kein Zeichen der Entrüstung war in Fannys Gesicht aufgeflammt, als er so sprach. Ihre Brust ging gleichmäßig, ihr Auge senkte sich nicht, als sie fragte: „Und was willst du mir bieten?"

Er trat ihr näher und wollte seinen Arm um sie legen. Aber sie trat zurück, und ihr Auge flammte: „Ich will's wissen!" rief sie.

„Sieh, Fanny," sagte er schmeichelnd, „so lange die Eltern leben, ist es freilich nicht allzuviel, was ich vermag. Aber bei einer Wirtschaft, wie unsere ist, fällt doch wohl genug ab, auch für dich und deinen Vater. Wer kann mir nachrechnen, wie teuer ich das Mastvieh in der Stadt verkaufe? Wer zählt jeden Metzen Korn auf dem Speicher? Und bin ich erst einmal Herr, dann sollst du leben! In Samt sollst gehen und wer weiß, wer einmal Herrin auf der Erbrichterei ist? Sieh! Ich kann dich dem Gustav nicht lassen! Und geht's nicht anders, dann heirate ich dich. Er ist hübscher als ich; wohl — aber ich hab' auch nicht faulenzen können, wie

er; er hat mehr gelernt als ich — für das Geld, das sie mir gestohlen haben. Aber was wird er? Ein hungriger Verwalter, ein lumpiger Storch, der in Wasserstiefeln auf seines Herrn Aeckern herumsteigt und nicht genug hat für sich — wie denn für einen Schatz? Laß ihn laufen, den Lumpen, sag' mir's, daß du mich gerne hast und zeig' mir's. Schlag ein, Fanny!"

Sie stieß seine Hand zurück. Die Roheit in seinem Wesen war ihr nie so häßlich erschienen; unwillkürlich stieg ihr Gustavs Bild auf; nie hätte sich der solche Worte gestattet.

„Hör' mich an," rief sie, „ich habe dich lange genug reden lassen. Es ist möglich, daß ich schlimm geraten bin, — aber du bist schlechter, tausendmal niederträchtiger, als ich. Hat je ein Mann so mit einem ehrlichen Mädchen gesprochen, wie du?"

Fannys Brust flog; sie fühlte, wie sie Zorn und wahrhaftige Erregung erfaßten. Mochte sie schlecht sein; dafür gehalten werden wollte sie unter keiner Bedingung.

„Du hast gelogen, und du hast es gewußt. Meinst du wirklich, du kannst mich heiraten? Meinst du wirklich, ich bin so dumm, daß ich dir nur ein Wort glaube? Nein, so dumm bin ich nicht! Du hast auf deinen Geldsack geschlagen, und der klang hohl. Du hast mich kaufen wollen und hast lange nicht genug dazu. Meinst du, ich mach' Geschäfte auf lange Zeit hinaus? Meinst du, ich werde an dem knuspern, was du mir heimlich zuträgst, was du deinen Eltern stiehlst? Meinst du, ich werde mich verkaufen und nicht einmal etwas davon haben? Ich werde den Kaufpreis verstecken, als hätte

ich ihn gestohlen? Meinst du, ich werde auf Bauernredlichkeit trauen, du Narr, du?"

Georg trat auf sie zu: „Fanny!"

„Geh," rief sie, „und laß mich. Ich will nichts hören. Du hast vom Gustav gesprochen. Wem, meinst du, kann die Wahl schwer werden, zwischen einem Menschen, wie du es bist, und zwischen ihm?"

Im Reden hatte Fanny ihre ganze Ruhe wiedergefunden. Sie bemerkte es wohl, wie sein Gesicht fahl ward wie das Wasser, das neben ihnen dahinrauschte; sie sah die Zornader seiner Stirne schwellen, und sie sah, wie er die Faust schwer aufhob. Rasch sprang sie zur Seite und entfloh.

Lazar Bermann aber wußte sich's nicht zu erklären, warum seine Tochter diesen Abend so vergnügt war. Sie war freundlicher als sonst, sie gab Antworten, die länger als „Ja" oder „Nein" waren. Und eine stille Hoffnung regte sich in ihm, wie er sich vielleicht doch in seiner Tochter geirrt haben könnte, daß es vielleicht lediglich die Not war, die sie verbittert hatte. Vielleicht, daß sie doch noch gut werden könnte! Es überkam ihn ein Vorgefühl baldigen Todes, er segnete sie, ehe er zu Bette ging.

Fanny aber saß vor dem Hause, bis die Nacht und die Müdigkeit ihrer Meister wurden und sie sich niederlegte, mit sich und ihrem Tagewerke wohl zufrieden. Das Befreiende jeder Entscheidung hatte sie erfaßt — und ihr Los war entschieden und an das Gustav Lohners gebunden.

IX

Erst nach Gustavs Abreise atmete die Schulzin wieder auf. Die dumpfe Ahnung eines Unglückes, die wetterschwüle Atmosphäre in ihrem Hause hatten sie so sehr belastet, daß sie den Abschied von ihrem Lieblinge so tief nicht empfinden konnte, als sonst wohl.

Lange hatte sie den Tag vor seiner Abreise mit ihm gesprochen. Sie setzte ihn von dem in Kenntnis, was für seine Zukunft geschehen war. Aber das erwähnte sie nicht, was sie am meisten bedrückte. Ueber sein Verhältnis zu Fanny, von dem sie etwas ahnte, brachte sie kein Wort über die Zunge. Es war eine eigene Scheu, eine Art Scham, die sie, die Mutter erwachsener Söhne, davon abhielt.

Gustav aber war fröhlicher geschieden, denn je. Für sein Ergehen schien gesorgt, und Fanny hatte ihm am Tage nach jener ihrer Unterredung mit Georg versprochen, ihn bald in Wien aufzusuchen. Mit einem seltsam ernsten Gesichte zwar; aber wer wäre der Liebhaber, der bei einer beglückenden Zusage viel auf das Gesicht achtet, mit dem sie gemacht wird? Noch als er mit seiner Mutter zur Station fuhr, hatte ihm das Mädchen etwas zugeflüstert. Was es war, konnte Frau Marianne nicht verstehen; nur das fliegende Rot sah sie, das bis zu beider Stirnen aufstieg. Nochmals nahm sie sich vor, mit Gustav ein offenes Wort darüber zu sprechen; aber in der Aufregung des Abschiedes vergaß sie es abermals, und ihre alte Scheu hemmte sie wiederum. Aber den Tag begann sie zu ersehnen, an dem die Jüdin das Dorf verlassen würde; ja, sie be-

gann den Gedanken zu erwägen, wie sie es ihr und ihrem Vater ermöglichen könnte, anderswo ihr Fortkommen zu suchen.

Dieser Sorge schien sie nun das Geschick entheben zu wollen. Lazar Bermann hatte sich tapfer gegen das Alter gewehrt; die Gicht, durch sein Gewerbe und seine Wohnung hervorgerufen, quälte ihn. Er trug es schweigend. Nun aber waren Krankheit und Jahre seiner ganz plötzlich Meister geworden; es ging rasch mit ihm zu Ende. Fast mit jedem Tage bemerkte Fanny neue Furchen, die das Alter und seine Leiden eingegraben hatten, und sie fragte sich, wie lange er noch der Atemnot und der Schlaflosigkeit, die ihn bedrängten, werde widerstehen können.

Die Aussicht, bald frei zu werden, stieg überwältigend in ihr auf. Wie der Gefangene die Tage herbeibangt, die ihm gestatten werden, seine Glieder zu regen und sich im nicht begrenzten Raume zu bewegen, so ersehnte sie diesen Moment. Endlich wollte er sich verwirklichen! Darum nun war sie beflissener um ihren Vater, als je. Nur noch kurze Zeit des Beisammenseins war ihnen beschieden; wie jedermann vor einem Abschiede auf lange Zeit sich bemüht, so liebenswürdig als möglich zu sein, auf daß er sich ein gutes Angedenken sichere, so wollte sie, daß ihr letzter Eindruck auf den Vater der möglichst beste sei. Es gab viel Plage mit dem kränklichen Manne — aber bald mußte sie ja nicht nur dieser, bald mußte sie ja jeder Not ledig sein. Langsam begann sie sich selber einzureden, daß sie wirklich die vortreffliche Tochter sei, die Lazar in ihr sah. Er erkannte die Fürsorge freudigen Herzens an. Das Sprechen machte ihm Schwierigkeiten; aber so weit es

sein Zustand irgend gestattete, unterredete er sich mit der Tochter über ihre Zukunft, und wie es ihr das Wenige, das er ihr hinterlassen konnte, ermöglichen würde, sich eine Zukunft zu gründen. Sie hatte dabei ein ganz eigentümliches Lächeln; er aber bemerkte es nicht und hätte es auch nicht zu deuten verstanden.

Oft befielen den Vater endlos lange Ohnmachten. Dann war sie wieder ganz sie selbst, ganz ihren alten Entwürfen hingegeben; sie grübelte, und dann konnte Wagen an Wagen unter dem Schlagbaume unbeirrt und unbefragt hindurchfahren, ohne daß man des Zöllners Tochter zu Gesicht bekam. Die saß auf ihrer Kiste und horchte nur auf die Stimmen ihres Inneren, Gefährten, ihr bekannt und vertraut seit ihren Kindertagen. Aber nie noch hatten sie so eindringlich laut gesprochen, wie in dieser Zeit. Oder sie kramte in der Kiste; mit dem Verständnis der Jüdin prüfte sie ihren Inhalt auf seinen Wert und seine Verwertbarkeit, schätzte die von der Mutter ererbten Schmuckgegenstände ab, überschlug, wie viel Geld die Brieftasche ihres Vaters noch bergen könne, erwog, wie lange das alles zusammengenommen vorhalten und ob es wohl ausreichen könne für die Ausrüstung zur großen Fahrt, die sie anzutreten gedachte. Sie horchte dem grellen Pfiff der Lokomotive, der vom nahen Bahnhofe ihr wie unmittelbar ins Ohr klang. Dann erfaßte sie verzehrendste Ungeduld nach dem Tage, da ihr dieser Ton das Zeichen zur Abreise für immer werden sollte. Es dauerte schon so lange, so lange, daß sie sich nach ihr sehnte! Oder sie schmückte sich, ordnete zierlich ihr Haar und besah sich im Spiegel. Sie gefiel sich gar wohl; ihr Auge hatte wundersamen Glanz und belebte das ganze blasse Ge-

sicht; der schmale, fast immer geschlossene Mund war von verlockender Farbe, die schlanke Gestalt von begehrenswerter Rundung. Wie mochte sich das alles erst ausnehmen, von zierlichen Kleidern in das rechte Licht gesetzt, wenn Schmuck die vollendete Form der Hand und die reinen Linien des Armes andeutend heben würde.

Am Sterbebette ihrer Mutter hatte Fanny das Grauen vor dem Tode kennen gelernt, um es für immer zu verlieren. Als daher eines Tages auch das letzte Röcheln, der letzte Atemzug im Zimmer verklungen und verstummt waren, die es bis dahin beängstigend leise belebt hatten, trat sie furchtlos zum Bette, um das glanzlose Auge zu schließen. Sie selbst kleidete den Toten in jenes Hemd, das ihm die Braut dereinst am Hochzeitstage überreicht hatte und dessen kostbares Linnen und reiche Goldverzierung so schlecht zu diesem kummerentstellten Antlitz paßten, dem nicht einmal der Tod seinen friedlosen Ausdruck hatte benehmen können. Dann traf sie alle ihre längst vorbedachten Maßregeln für die Bestattung. Als die beendet waren, untersuchte sie, was von der elterlichen Hinterlassenschaft rasch und leicht verkäuflich sei. Um manches, das sie verschenken oder zurücklassen mußte, tat es ihr leid. Aber sie wollte so schnell als irgend möglich fertig werden, und leichtes Gepäck war ihr vor allem not. Sie nahm die geringe, selbst für ihre Erwartungen geringe, Geldsumm an sich, und dann lag ihr nur noch die letzte Pflicht ob, die Leiche ihres Vaters in die Stadt überführen zu lassen, sich mit dem Allernotwendigsten für ihre Fahrt auszurüsten und ihr Bündel zu schnüren.

Das alles war an einem Tage geschehen. Als sie nun in schwarzem, eng anliegendem Kleide zurückkehrte, das dunkle Haar zum letztenmale vor diesem Spiegel zurechtstrich und ein Hütchen darauf befestigte, da fielen ihr die tödlich einsamen Stunden alle auf das Herz, die sie in diesem Häuschen verlebt hatte. Vor demselben Spiegel hatte sie die Manieren einstudiert, die sie gefallen lassen sollten und gefallen ließen, hatte sie lächeln gelernt — ein rechtes, herzhaftes Lachen hatten diese Wände nie gehört. Ihre freudlose Kindheit, ihr einsam freudloses Erblühen hatten sie gesehen, Zeugen der Not waren sie gewesen, die mit schwarzem Fittich ihr junges Haupt umdunkelt und alle seine Lebensfreude ertötet hatte. Auf dieser Kiste, sie klang nun hohl, hatte sie in endlosen Nächten gelegen und die Pläne nimmermüde hin und her gewälzt im Geiste, die nun endlich ihrer Reife und Erfüllung nahe schienen. Die einförmig graue Landstraße hatte in ihr immer von neuem das Sehnen nach Wien und seinen Wundern entzündet — bald sollte sie die sehen. Aus dem Munde von Fuhrknechten hatte sie es auf ihr zum erstenmale gehört, daß ihr der heißeste Wunsch ihrer Kindertage, daß ihr Schönheit geworden sei. Wie viele Erinnerungen barg ihr dies eine Zimmer, und wie war so gar keine einzige darunter erfreulich! Gleich Gespenstern umdrängten sie ihren Geist. Als nun die Tür, zum letztenmale geschlossen, von ihrer Hand geschlossen! ihre abscheuliche Weise anstimmte, als der Schlüssel sich mit häßlichem Kreischen im Schlosse drehte, schien ihr das alles abgeschlossen und für ewige Zeiten verklungen. Sie war damit fertig. Ihr Kofferchen in der Hand, durchschritt

sie das Dorf. Viele Bekannte riefen ihr den Abschieds-gruß zu, und doch, nicht einer war darunter, bei dem sie hätte bleiben mögen, und der eine Erinnerung in ihr zurückließ. Sie ging am Schulhause vorüber — dort war sie nur ungern geduldet worden; an der Kirche kam sie vorbei — sie hatte nie drinnen beten dürfen. Und der Gedanke erfüllte sie mit einer gewissen Freudigkeit, daß sie ihre Heimat verließ.

Auch der letzte Besuch, der bei Frau Mariannen, war vorüber. Ihre ganze Herzlichkeit fand die wackere Frau beim Abschiede wieder; sie bot der Waise ihre Unterstützung an, sie bat sie um Nachricht über die Aufnahme, die sie bei ihren Verwandten finden würde. Fanny konnte diesen Herzenston nicht erwidern; sie sah bloß schlecht verhehlte Freude darin, daß man ihrer losgeworden sei. Zwischendurch kitzelte sie der Gedanke, was wohl Frau Marianne sagen würde, wenn sie wirklich wüßte, wer der Verwandte sei, den aufzusuchen sie vorschützte. Am Hoftore lehnte Georg; grußlos ging sie an ihm vorüber. Durch den beginnenden Regen einer grauenden Oktobernacht legte sie den ganzen Weg noch einmal zurück; aus der Ferne grüßten die Weiden, an denen sie Georg zurückstieß und sich an Gustav band; windzerzaust sandten die Pappeln einen feinen Sprühregen auf sie herab. Und endlich, tief aufatmend, grüßte sie die weite, luftige Halle des Bahnhofes.

X

Nichts Oederes gibt es, als eine Fahrt mit dem Nachtzuge der Nordbahn im Spätherbste. Zu beiden Seiten des Dammes dehnen sich endlos die Ebenen Mährens aus; ab und zu erscheint ein Dorf mit spitzem Kirchturme, das breit und gemächlich im fetten Flachlande liegt. Sonst sieht der Reisende nichts als frischgepflügte Felder, auf die ein gewissenhafter, dünner Regen gründlich und gleichmäßig herabrieselt. Kein Laut durchbricht das Schweigen; nur die Lokomotive pustet gewaltig, und die Waggons klappern rhytmisch. Eine Oellampe ist bestimmt, das Coupé zu erleuchten; sie brennt gerade hell genug, um die unsympathische Gesellschaft, die sich da zusammenfindet, zu beleuchten: den polnischen Juden, der aus irgend einem unaussprechlichen Orte Galiziens nach Wien auswandert und den ganzen engen Raum mit dem Mißdufte schlechten Branntweins und talggefetteter Stiefel erfüllt, den kleinen Bauern, der sein Anwesen verkauft hat, das Grünzeugweib, das seinen Kram zu Markte führt und unbekümmert um das Stoßen der Wagen und das Gerede ihrer Nachbarn schnarcht. Eine schwüle, brustbeklemmende Atmosphäre erfüllt den Raum, noch verschlechtert durch den Rauch aus den Stummelpfeifen der Fleischhauer.

Fanny saß am Fenster; sie hatte es niedergelassen, weil seine beschlagenen Scheiben ihr den Ausblick wehrten. In ihr Auge kam kein Schlummer, keine Müdigkeit befiel sie. Der Nachtwind trug ihr Regentropfen und den

Rauch der Maschine mit Kohlenstückchen vermischt ins Gesicht. Gern hätte sie den Lauf des Zuges beflügelt, gern den endlosen Aufenthalt in den Stationen gekürzt. Die Lichter, die in denselben umherirrten, das Brüllen der Ochsen und ihrer Treiber taten ihr weh. Hier und da starrte ihr ein Mann ins Gesicht; gleichmütig erwiderte sie seinen Blick. Wenn aber der Hornstoß des Schaffners ertönte, die lange Wagenreihe sich mit einem vernehmlichen Rucke in Bewegung setzte, dann atmete sie auf, zählte, wie viele Haltestellen sie noch vom Ziele ihrer Reise trennten und verfolgte das Verweben und Verschwinden der gewundenen Rauchwolken im Nebel. Sie hatte sich in ihrer Ecke zusammengekauert, damit sie niemand berühre, und immer sehnlicher spähte sie aus.

Endlich wurden die Aufenthaltszeiten immer kürzer; Taglöhner und Arbeitsleute drängten zu den Wagen, die Spuren ihres Gewerbes an den schwieligen Händen, den geflickten Wämsern tragend. Dann donnerte der Zug über endlose Brücken mit kühn und zierlich geschwungenem Gitterwerk; ein fremder und gewaltiger Strom flutete schweigend in ernsten gelben Wogen darunter. Ein eigentümliches Licht erschien in den Wolken; auf dem ganzen Horizonte lag es wie Abglanz eines fernen Brandes. Die Umrisse hoher Türme tauchten auf, immer näher und faßlicher hervortretend. Eine eigene Bewegung ging durch den Raum, die Schläfer erhoben sich, rüttelten ihre Glieder zurecht und richteten an ihren Kleidern; die Augen der Juden leuchteten auf, hastig plapperten sie ihr Morgengebet her. Und dann raunte es einer dem andern zu: „Wien“.

Eine Menschenwoge umfaßte Fanny; das drängte, stieß und schob. Die hohe Freitreppe herunter, durch die stolze, glasbedeckte Halle, in der grünröckige Männer das Gepäck durchmusterten, kam sie, ohne recht zu wissen, wie. Endlich stand sie auf der Straße. Ihre Granitwürfel glänzten wie frischgewaschen, und ein häßliches Zwielicht, in dem die Gasflammen mit rötlichem Schimmer brannten, stritt mit dem Nebel, der in dicken und greifbaren Schwaden über den Häusern dahinzog. Karren und Hundewägelein, mit Grünkram beladen, fuhren an ihr vorüber; ihnen folgend kam sie in eine große, breite Straße! An ihrem Ende sah sie sich etwas wie eine Turmspitze im Dämmer verlieren. Ab und zu kam ein Nachtschwärmer und sah ihr mit übernächtig verschwommenen Augen frech unter den Hut. Unbeirrt ging sie weiter; unsicheren, durch das glatte Pflaster verlangsamten Schrittes und in Gedanken verloren. Der Laternenanzünder übte sein Gewerbe; so totenstill war es, daß selbst ihr leichter Schritt befremdlich laut erklang.

W a n n sollte sie Gustav aufsuchen? Sie wußte nichts von ihm, als seine Adresse, und in welcher Richtung der Riesenstadt mochte die wohl liegen? Leicht hätte sie die Hochschule, die er, wie sie wußte, besuchte, erfragen können, aber sie mochte ihn nicht vor fremden Leuten wiedersehen. In seiner Wohnung aber war er nicht leicht und dann bloß gegen Abend zu treffen; so viel wußte sie von seiner Lebensweise. Und doch mußte sie ihn noch heute finden; sie kam sich so hilflos vor in dieser Stadt, die ihr selbst schlummernd so überwältigenden Eindruck machte. Einen Augenblick dachte sie daran,

wirklich ihre Verwandten aufzusuchen; aber sie wußte ja nichts von ihnen, als die Namen, und sie wollte nicht wie eine Bettlerin vor Leuten erscheinen, die reich und sonder Zweifel stolz auf ihren Reichtum waren.

Die Straße hatte sich inzwischen zu beleben begonnen. Tramwaywagen klingelten an ihr vorüber, Bäcker- und Fleischerjungen mit ihren Körben gingen an ihr vorbei, kummerbleiche Weiber, die in die Fabrik wanderten, Arbeitsleute sputeten sich mit ihrem Geräte. Dienstmädchen huschten über die Straße, um Einkäufe zu besorgen. Ihr altes, häßliches Lächeln verzog Fannys Mund, als sie die sah, ihre dürftigen Gewänder, die blassen, verschlafenen Gesichter. Nein! nach solchem Lose lüstete es sie nicht; diesem Glücke nach war sie nicht in die Großstadt gezogen.

Ein empfindlicher Stoß störte sie aus ihren Träumereien auf; der Gehweg der Straße war gefüllt mit Menschen, auf der Fahrbahn jagte Wagen nach Wagen. Die Verschlüsse der Verkaufsläden öffneten sich mit betäubendem Lärmen, ihre Türen taten sich auf. Aus tausend Schloten kräuselte sich feiner Rauch aufwärts, ihre des ungewohnte Brust beengend. Die Weltstadt war erwacht, und ihr tobendes Leben befing sie schier betäubend.

Dann trat sie in ein Kaffeehaus, es war keines von den glänzendsten, aber die Pracht seiner Spiegelscheiben blendete sie doch. Mit einem Gefühle von unendlich wollüstiger Müdigkeit versank sie in den roten Sammt einer Bank in einer der tiefen Fensternischen, denn vom Anblicke der Straße wollte sie sich nicht trennen. Es tat ihr unsäglich wohl, sich bedienen zu lassen. Des Kell-

ners höfliche Aufmerksamkeit entzückte sie, sein Frack erschien ihr von ausbündiger Eleganz. Gelegentlich schielte ein früher Gast zu ihr hinüber; sie zog sich hinter ihre Zeitung zurück. Es war die erste, die sie je in die Hand bekam. Wenn sie müde von den ewig wechselnden Bildern der Straße war, versuchte sie darin zu lesen. Aber die hohe Politik und das Feuilleton waren ihr unverständlich, und sie wußte noch nicht, wie dem Menschen gerade das Unbegreiflichste am wichtigsten sein soll. So zog sie es denn vor, ihr ruhebedürftiges Auge den weiten Raum des Kaffeehauses durchmustern zu lassen. Das Mädchen in der Kredenz fiel ihr auf. Wie dieses dasaß, die kleinen Zuckerschälchen zierlich und symmetrisch ordnete oder ab und zu einiges in ein großes Buch eintrug, oder, ein angenehmes Lächeln auf dem blassen, aber schönen Gesichte, ihre Beschäftigung für eine Weile unterbrach, um auf die Worte eines feingekleideten Herrn zu hören, erschien Fanny ihr Leben wohl begehrenswert. Wie einfach diese Beschäftigung war, hatte sie bald erkannt. So dasitzen, ohne eine andere Aufgabe zu haben, als schön zu sein und zwischen Bewerbern zu wählen, das dünkte sie ein treffliches Los.

Sie war indessen von der langen Ruhe müde und schläfrig geworden. Sie zahlte und trat ins Freie hinaus. Ziel- und planlos ging sie durch die Straßen der Stadt; ihr prächtiges Leben gefiel ihr immer mehr, die Schätze hinter den Schaufenstern fesselten sie, bis irgend ein Stoß die Träumerin aufweckte. Dann schritt sie fürbaß, des Tages denkend, da dieser Schmuck sie zieren, jenes Kleid ihre Gestalt verschönend umgeben würde. Ueber die Ringstraße kam sie, und all die Herr-

lichkeiten, die sie hier gehäuft sah, machten ihren Geist dumpf. Ihr Auge wurde trübe vom Schauen, ihre Füße, des langen Gehens und des harten Pflasters ungewohnt, brannten. Karossen fuhren an ihr vorbei, und sie sah Damen, die darin breit lehnten und ihre Schönheit und einen Putz, wie sie ihn nie geträumt hatte, zur Schau trugen. Das Gefühl ihrer Armut ergriff sie und der Ingrimm ihrer Jugend stieg fühlbar in ihr auf. Aber das Bewußtsein, wie sie dieser bösen Gesellen bald für immer ledig sein werde und schon den ersten Schritt dazu getan hätte, milderte ihn diesmal. Und so ging sie immer weiter; sie ließ die vornehmen Plätze und die prächtigen Häuserzüge hinter sich und kam in noch volksbelebtere, minder prunkvolle, wo junge Leute auf den Straßen mit ihrem lauten Wesen vorherrschten. Immer fragend, gelangte sie zu jenem grauen Gebäude des Elends und der Verlorenen, dann zu jenem endlosen Gebäude werktätiger Menschenliebe, zum Allgemeinen Krankenhause. Es begann gemach zu dunkeln, als sie in eine der stilleren Straßen in der Josefstadt einbog.

Zweiter Teil.

I

Auch die kurze, seltsame Begrüßung war vorüber. Mit den Worten: „Du hast lange auf dich warten lassen, Fanny," war ihr Gustav entgegengetreten.

„Woher wußtest du denn, daß ich kommen werde?" fragte sie erstaunt.

„Du hast mirs ja versprochen?"

Dann war sie erschöpft von der Wanderung des Tages neben ihm gesessen. Sein Arm hielt sie umschlungen, und sein großes Auge leuchtete in ungewohntem Glanze. Gleich Flammen hatten seine Berührung, sein Kuß ihr tiefstes Empfinden aufgerührt und verstört. Aber merkwürdig, selbst im Momente der höchsten, berauschenden Hingebung empfand sie, wie das nicht das Rechte war. Ihre Glut war nur geborgt, nicht jenes urkräftige Aufflammen, das Gustav zu einem anderen gemacht hatte, als sie ihn je kannte.

Sie waren fortgegangen; erstaunt sah sie, wie selbst Gustavs Aeußeres verändert schien; eine gesättigte Männlichkeit lag darin und tönte selbst in seiner Stimme nach, als er sie seiner Quartiergeberin vorstellte. „Meine Braut!" hatte er gesagt. Sie erbebte. Der Mann, dem ein einfaches Versprechen bei anderen so bindend ist, daß er selbst in der Aufregung des ersehnten Wiedersehens sich daran erinnert und daran mahnt, der muß einen hohen Begriff von Wort und Treue haben. Wie

ein Dankgefühl lebte es damals in ihr, wie rechte, wahre, dankbare Liebe.

Dieser reine Eindruck hielt ziemlich lange vor. Stolz empfand Fanny bei der Achtung, mit der man Lohners Braut allenthalben begegnete. Er war unter seinen Genossen hochangesehen, das merkte sie bald. Wem von Studenten er begegnete, der beeilte sich, zu grüßen; sie aber war mit Freuden von jenem häßlichen Anstarren befreit, das sie den ersten Tag in Wien so verfolgt hatte. Ihr gegenüber war Gustav immer derselbe, zartester Rücksicht voll und bereit, ihre Wünsche zu erfüllen, so weit er konnte. Kurze Flitterwochen voll Liebesglückes waren es; der neuartige Reiz des freieren Lebens beschwingte Fannys Seele und zwängte die alten, bösen Gedanken zurück. Ernstlich dachte sie daran, in Treue des Mannes zu harren, dem sie sich einmal zu eigen gegeben hatte, und ihr Glück in ihm zu suchen. Daß sein Glück in ihr ruhte, das sah sie wohl. Er bestaunte sie, wie etwas allezeit Neues; vielen seiner Gewohnheiten hatte er ihr zuliebe entsagt; sein Nachmittag gehörte der Arbeit, sein Abend ihr. Dann saßen sie entweder in Fannys bescheidenem Zimmer, oder sie trafen sich mit Lohners Intimsten im Gasthause. Auch unter ihnen war Fanny bald bekannt und geachtet; mit seltenem Takte und erstaunlichem Geschick wußte sie sich in die neuen Verhältnisse zu finden. Niemand hätte die Provinzlerin in ihr erkannt. Sie wußte zu sprechen und zu schweigen, wenn es sich gehörte, und besaß sowohl die große Kunst, achtsam zuzuhören, als auch die nicht minder große eines Witzes, der niemals verletzte; eine Gabe, die Gustav ganz fremd und also doppelt schätzenswert

war. Ihm waren solche Abende ein hoher Genuß, der nur gar zu selten kam.

Oft auch durchschritten sie abends selbander die Stadt. Noch immer übten die Schätze in den Schaufenstern die unbezwinglichste Anziehungskraft auf das Mädchen und zwangen es zu langer, sinnender Betrachtung. So standen sie eines Abends am Graben. Unruhig schob sich die Menschenflut hin und her, gelegentlich trat eine kurze Stockung in der Bewegung ein. Fanny war träumerisch; vormittags waren sie in der Schatzkammer gewesen, und das edle Gestein hatte ihre Phantasie erregt und spukte irrlichternd davor. Gustav aber war ernst; kaum zwei Monate war das Mädchen in Wien, und doch begannen ihn schon mancherlei Sorgen zu drücken.

Vor dem Schaufenster eines Juweliers blieben sie stehen. Bis auf die Straße warf der Brillant sein unruhiges Licht, warm glühend lagen Rubine und Opale bei einander, harmonisch tönten die Farben der edlen Metalle zusammen. Das packte sie, und kaum konnte sie sich von dem Anblicke trennen. Als sie sich endlich zum Weitergehen entschloß, entfielen ihr unwillkürlich die Worte: „Wie schön das ist, Gustav! Wer das doch haben könnte!"

Er hatte nur mit halbem Ohre zugehört; flüchtig erwiderte er: „Ja, Kind! Einer ist nicht reich genug dazu."

Das Wort tat ihr weh und verstimmte sie. Schweigend ging sie neben dem nachdenklichen Manne weiter. Das erstemal fand sie seinen Ernst etwas langweilig; sie machte ihm innerlich Vorwürfe. Er mußte doch ihre

Uebellaune merken, was gab er sich so gar keine Mühe, sie zu zerstreuen? Als ob sie im Ernste an solches Geschmeide gedacht hätte! Aber mindestens eine Kleinigkeit stünde ihr doch wohl an. Den Schmuck ihrer Mutter mochte sie nicht tragen, das war Flitter und überdies unmoderner.

Im Gasthause aber merkte niemand ihre Uebellaune. Die Gesellschaft war größer als gewöhnlich, mehrere Mädchen darunter. Mit innerem Wohlgefallen sah sich Fanny als die Schönste und Meistbewunderte des Kreises. Es waren meist ärmere Mädchen, die um Lohn arbeiteten, oder Töchter kleiner Gewerbsleute, die nur selten dem Banne der Arbeit entkamen; stille Geschöpfe, die in keinem Betrachte mit ihr wetteifern konnten. Sie war diesmal von einer ungewohnten, lärmenden Fröhlichkeit; etwas dirnenhaft laut vielleicht, aber ihre Gesellschafter nahmen das nicht so genau. Noch nie hatte man sie so liebenswürdig gefunden, und man machte kein Hehl daraus; mit geröteten Wangen empfing Fanny die Huldigungen, die ihr so mancher, unbekümmert um das stillere Geschöpf an seiner Seite, darbrachte. Daß sie vielen den Abend störte, auf den sie sich — wer weiß, wie lange — gefreut hatten, das war nur eine Würze mehr.

Kaum aber, daß sie wieder allein waren, verfiel Fanny wieder ihrer alten Mißlaune. Etwas Neues gährte in ihr; oder richtiger, alte Gedanken, die sie begraben gemeint hatte, erhoben ihr Haupt. Was hatte sie bislang eigentlich in Wien erreicht? Wie wenig des Erstrebten nannte sie ihr eigen! Im Grunde war sie von ihrem Ziele so weit entfernt, wie nur je. Was

half ihr die allgemeine Bewunderung ihrer schönen Erscheinung und ihres Verstandes? Sie hatte ihre Gaben noch nicht recht verwerten können, hatte es vielleicht auch nicht richtig angepackt. Aber der Fehler ließ sich wohl noch bessern.

Was hatte doch Gustav gesagt? „Einer ist nicht reich genug dazu."

O, es gab wohl schon Leute, die reich genug dazu waren! Aber wie wollte sie mit denen in Berührung kommen? Mehr als einmal hatte sie Frauen an sich vorbeirauschen gesehen, in einem Staate, der sie mit Haß erfüllte; niemand kannte sie. Sie wußte von Schauspielerinnen, welche die kleinsten Rollen an den kleinsten Vorstadtbühnen innehatten und doch von Diamanten glitzerten wie ein Regenbogen. Man zuckte freilich die Achseln, wenn man von ihnen sprach — aber . . .

Schließlich — sie fühlte sich bewogen, ihre Ideen zu Ende zu spinnen — „Einer ist nicht reich genug dazu," hatte Gustav gesagt. Was aber war der Gegensatz davon? Es überlief sie doch kalt bei dem Bilde.

Gustav bemerkte ihr Frösteln. „Ist dir kühl, Fanny?" Die bekannte Stimme weckte sie; sie standen auf dem Ring, die Oper war zu Ende und Wagen mit aufgeschlagenem Verdeck brausten über die Straße. Sie sah die reich gekleideten Fahrgäste in heiterem Gespräche. Die Pferde traten den Kot der Straße mit leichten Füßen, hier und da spritzte ein Klümpchen auf Fannys Gewand. Mechanisch strich sie darüber; wie ärmlich erschien ihr der Stoff desselben. „Nein," antwortete sie heiser, „aber ich muß dir etwas sagen."

Er legte seinen Arm wieder in ihren: „So sprich."

„Du bist zu arm, Gustav, für zwei. Du bist gut, aber es geht nicht. Ich muß auch zu verdienen suchen."

Die Zigarre entfiel dem Erstaunten: „Du, Fanny? Als was denn?"

„Ich hab' viel darüber nachgedacht," flüsterte sie, „ich meine, ich könnte wohl in ein Kaffeehaus in die Kasse kommen."

„Du kannst nicht!"

Sie standen vor ihrem Hause. „Warum nicht, Gustav?" fragte sie noch unter dem Tore.

Es schnürte ihm die Kehle; „Du kannst nicht, und du darfst nicht. Meine Braut?! Es geht nicht, Fanny! Ich bitt' dich, sprich nicht davon! Hat dir je etwas gefehlt? Wart', wart' noch kurze Zeit. Dann sollst du alles haben, was du begehren magst!..."

Das Tor ging; er wußte nicht, ob sie seine letzten Worte gehört hatte, so rasch war sie ihm verschwunden. Die kühle Nachtluft strich ihm um die Stirne, er atmete schwer. Das durfte nicht sein! Er hatte das Mädchen viel zu lieb, als daß er diesen Gedanken hätte ertragen können. Die Gefahr, es zu verlieren, stieg ihm schreckhaft auf — aber was tun und wie sie hindern? ...

II

Gustav war nie ein eifriger Briefschreiber gewesen; fast nur einmal des Monats, nahe dem Ersten desselben, gingen einige Zeilen nach Hause, den Empfang des Wechsels dankend zu bestätigen. Sie waren kühl und

geschäftsmäßig gehalten, wie eben sein Verhältnis zum Vater selbst geworden war; nur ab und zu fand sich darin ein wärmeres Wort, und das galt dann Frau Mariannen.

Neuerdings aber schrieb er öfter denn je, aber die Briefe trugen nicht den Namen des Bauers; häufiger kamen Geldsendungen nach Wien, aber die Adresse war nicht von der festen Hand des Schulzen, es war eine unsichere Frauenhand, welche sie geschrieben hatte.

Sonst hatte es für Gustav Lohner kein größeres Fest gegeben, als einige Zeilen seiner Mutter. Selten waren sie angekommen; aber wenn er die liebe Hand erkannte, dann war er einige Tage froher und besser gelaunt denn je; und er war allzeit ein fröhlicher Bursche gewesen und als warmherzig und hilfsbereit bekannt unter seinen Genossen. Nun las er kaum mehr, was ihm Frau Marianne schrieb. Aber wortkarger begann er zu werden, und eine seltsame Heftigkeit wurde seiner oft Meister.

Es ist etwas Keusches um die Liebe. Der Mann, der die Schönheit der Geliebten, der ihren Geist rühmt, der empfindet die rechte Liebe nicht. In dem ist Ruhmredigkeit, den treibt der Wunsch, sich und sein Glück beneidet zu sehen, wenn wahre Liebe kein besser Los kennt, als sich in stillem Selbstgenügen zu leben. Und merkwürdig, von dem Tage an, da der Hauch aus Fannys Munde Gustavs Haar, ihr leises Wort sein Herz erzittern gemacht, liebte er sie. Je länger er sie kannte, desto höher stieg seine Glut. Er konnte nie jenen eigentümlichen Blick vergessen, mit dem sie ihn damals angesehen hatte; jenes feuchte, katzenhafte Ver-

schwimmen des großen, befremdlich leuchtenden Auges. Er sehnte sich nach jener kurzen Zeit hingebender Zärtlichkeit, die er damals berauscht durchlebt hatte. Unter den Händen fühlte er ohnedies das Mädchen entschlüpfen; von Tag zu Tag ward ihm Fanny fremder und dadurch reizender. Sie besaß eben jenes große Geheimnis innerlich kalter Frauen, sich nie ganz hinzugeben und immer ein stilles Glück ahnen zu lassen, höher, als sie es je gewährt hatte. Mit allen Kräften suchte er die Entschwindende festzuhalten. Der Gedanke, sie in einem öffentlichen Lokal, angestaunt und zugänglich für jedermann, zu sehen, war ihm schrecklich.

Fanny merkte das alles wohl. Nur einmal noch war sie seit jenem Abende auf ihren Plan zurückgekommen, um vor seinem jähen Auffahren schier augenblicklich zu verstummen. Mit stiller Schadenfreude sah sie Gustavs schweren Kämpfen zu; immer unmöglicher mußte es ihm werden, ihre Anforderungen zu befriedigen. Wenn sie zu ihm kam, fand sie zweideutigen Besuch vor; Männer, deren Anwesenheit er ihr zu hehlen suchte und die einen laut brutalen Ton anschlugen. Sie wußte den Tag nahe, an dem er selbst ihr den Antrag machen sollte, der ihn damals so entrüstet hatte. Denn so wenig sie eigentlich unbescheiden in ihren Anforderungen war, so hoch kam ihm ihr Unterhalt trotz alledem Es war Winter geworden; und ihm galt es nunmehr, die Geliebte mit allem zu versorgen, dessen sie bedurfte; und das war teuer und nicht mit Wenigem zu bestreiten.

Kurz vor Weihnachten fing sie wieder an; sie sprach davon, daß sie eine Stelle im Café „Zur akademischen Legion" bekommen könnte. Woher sie davon unterrich-

tet war, daß man dorten ein Mädchen suche, fragte er nicht; er war es schon gewohnt, daß sie ganz merkwürdige Verbindungen und Bekanntschaften hatte, daß ihr allerlei Dinge zugetragen wurden, er wußte weder woher noch wie. Er war müde und widersprach ihr diesmal nicht. Sie lohnte es ihm durch eine Zärtlichkeit, die ihn von neuem berauschte; er beschwor sie, dessen eingedenk zu sein, daß sie seine Braut sei und daß er sie mehr liebe, als je etwas, selbst als seine Mutter. Sie versprach ihm alles . . .

Ihr Glück, ihre Fröhlichkeit trösteten ihn; eine kurze Frist trennte sie noch von dem Eintritte in ihre Stellung. Da wurde in ihrem Zimmer geschneidert und gearbeitet, allerlei unnütze Notwendigkeiten wurden beschafft. Zwischendurch war sie von berückender Zärtlichkeit; aber diese verflog ohne nachhaltige Wirkung. Sowie Gustav allein war, verfiel er in seine alte Traurigkeit; der kurze Traum war ausgeträumt, und von dem Tage ab, wo Fanny hinter der Kredenz des Café „Zur akademischen Legion" saß, war sie ihm verloren, sie mochte sich noch so sehr dagegen sperren. Sonst war die Zeit vor Weihnachten seine fröhlichste gewesen; es galt, in ihr sich zur Heimreise zu rüsten. Nun stieg in ihm das Bild der Heimat auf; er sah den Hügel, an dessen Hange die Erbrichterei stand, von weißem Schnee umkleidet, die Tannen, die sich ernst und schwarz von diesem Grunde abhoben. Er meinte die mächtige Stimme des Windes zu vernehmen, wenn er das weite Tal durchsauste, und das Wort seiner Mutter. Aber der Gedanke an Frau Mariannen war ihm nicht tröstlich wie sonst. Ein Geheimnis stand zwischen ihnen, und das alte volle Ver-

trauen mußte dahin sein. Was wollte er tun, wenn seine Mutter Rechenschaft von ihm über die großen Summen heischte, die sie ihm zugesendet? Unter allerlei Vorwänden hatte er ihr Geld entlockt; gewiß, alle seine Kameraden hätten nicht anders gehandelt, keiner sah etwas Schlimmes darin, aber er! Wer ihm je gesagt hätte, daß er seiner Mutter mit einer Lüge nahen würde, den hätte er niedergeschlagen. Und nun! Er hatte seine Mutter um ihr Liebstes gebracht, um ihr Vertrauen in ihn und um ihren Stolz auf ihn. Ein Ekel vor sich selbst wollte ihn erfassen.

Es gab vielleicht doch noch ein Mittel, alles zu entwirren. Wie, wenn er heimkehrte? Wie als Kind wollte er der Mutter alles ins Ohr flüstern und mit gesenkter Stirne ihr Urteil erwarten. Was konnte ihm geschehen? Gab es eine Strafe, die noch härter war, als seine verlorne Selbstachtung? War nicht alles besser, als die Täuschung fortsetzen und unter falschem Anscheine eine Liebe ergaunern, deren man nicht mehr würdig war? Denn die Mutter liebte den Gustav, der vor kurzem von ihr geschieden war: einen warm empfindenden, leichtherzigen Burschen; den Gustav von heute kannte sie nicht.

Er traute sich auch nicht heim; höchst wahrscheinlich war sein Verhältnis zu Hause bekannt worden; er war ja nicht der Einzige aus dieser Gegend, der studierte. Wenn er gleich — demütigend genug — seine Landsleute um Verschwiegenheit gebeten hatte, ein unbewachtes Wort genügte, um dem Bruder alles zu verraten, der mit seinem eifersüchtigen Grolle die Sünde des Feindes sicherlich den Eltern zutragen würde. Viel-

leicht wußte sogar die Mutter schon alles; vielleicht stand in einem ihrer Briefe etwas darüber; er aber las die Briefe seiner Mutter nicht mehr; o, er wußte es, wie sie Worte hatte, die sein Herz treffen mußten!

Und endlich, wenn er gleich oft dachte, schleunige, reuige Heimkehr könne noch jetzt seine arg verfahrene Lage in das rechte Geleise bringen, er durfte ja nicht fort. Er konnte nicht ferne von Fanny leben, den Gedanken nicht tragen, sie ganz zu verlassen. Er mußte sie in ihren neuen Kreis einführen; er mußte sehen, wie sie sich darin benehmen würde; er mußte sie überwachen. Er sah nur zu deutlich, daß und wie sehr sie einen Wächter nötig hätte.

Der Winter war gekommen. Nicht gewaltsam, zögernd und bedächtig hatte er sein Regiment angetreten. Von den Dächern troff es, über die Straßen breitete sich ein Mantel grauen Schmutzes. Auf den Plätzen begann der Weihnachtsmarkt; eine Stadt von Buden erwuchs über Nacht. Tannenbäumchen entsandten ihren harzigen Duft in die rauchigen Nebel der Stadt, und Lichtgäßchen erschienen, zwischen denen sich Kinder vergnüglich, begehrlich herumtrieben, dieweilen ihre Eltern um die Stämmchen feilschten. Die düstern Häuser „Am Hof“ sahen noch verdrießlicher drein, durch den Gegensatz zu den lustigen Gesichtern und dem bunten Treiben um sie. Ein träger Schnee rieselte durch die windstille Luft hernieder, im Niedersinken zerfließend und Pfützen auf dem Pflaster bildend, in denen sich die Lichtlein tausendfältig widerspiegelten. Gustav Lohner sah das; und Herzweh bemeisterte ihn; er gedachte seiner Mutter, die dies Jahr zum erstenmale am heiligen

Abend den Sohn missen mußte. An seinem Arme aber hing Fanny Bermann, und er führte sie in das Café „Zur akademischen Legion“.

III

Es war noch ziemlich zeitig am Tage, aber einer jener Dezember-Nachmittage, die nichts als ein endloses Grauen sind. Der Nebel lagerte, odembeklemmender Feuchtigkeit voll, auf den Straßen, das Pflaster war peinlich glatt, und zu wiederholtenmalen dankte es Fanny bloß ihrem Begleiter, daß sie nicht ausglitt.

Aber rein war die Luft auf der Straße immerhin. Als Fanny das Lokal „Zur akademischen Legion“ betrat, wäre sie beinahe zurückgeprallt, so arg war der Gegensatz. Ein solcher Mischmasch von Gerüchen stürmte auf ihre Sinne ein. Dicht, wie der Nebel draußen, lag Tabaksqualm über dem Raume; unzählige Gasflammen verbreiteten betäubende Hitze und blendendes Licht, unabsehbar wiedergegeben von den wandhohen Spiegeln. Der Duft aller Getränke vermischte sich hier: der des Bieres, das in den geschliffenen Kelchgläsern schäumte, mit dem würzigen Aroma des Kaffees, den feinen Rauchwölkchen, die sich aus den Teekannen erhoben, und dem scharfen Bouquet der Schnäpse. Dazu ging durch den weiten Raum unaufhörlich Rede und Gegenrede; die Tür wurde heftig geöffnet und zugeschlagen, an die Gläser klingelte man, die Billardbälle klapperten und stießen lärmend aneinander. Befehlende Rufe nach dem Kellner ertönten, von rascher Antwort gefolgt.

Es war zu Anfang des Monats und die Saison stand auf ihrem Höhepunkte. Studenten erfüllten das Lokal, aus ihrer Mitte klangen Gustav Lohner Grußworte entgegen. Er geleitete Fanny mit vollendeter Ritterlichkeit zu ihrem Brotgeber; auch während der kurzen Unterweisung in ihren Berufspflichten war er zugegen. Als sie endlich in der Kasse saß, verabschiedete er sich, denn es widerstrebte ihm eben so wie es ihm unschicklich schien, stundenlang davor zu lehnen.

Fanny hielt das Auge gesenkt; trotzdem aber empfand sie hunderte von Blicken in neugieriger Musterung auf sich gerichtet. Mechanisch ordnete sie die Zuckerschälchen, mechanisch erwiderte sie auf die Worte der Kellner, die ab und zu eilten. Die Kasse war schmucklos, nur eine Vase mit schlecht gemachten Blumen stand darauf. Der Kopf tat ihr weh; sie stützte ihn nachdenklich in die Hand, wohl bedacht, dabei ihr feines Profil zur Geltung zu bringen. Wildfremde Leute kamen heran unter dem Vorwande, Auskunft zu begehren. Auch aus dem Hinterzimmer, aus dem laute Worte von den Kartentischen und das Rollen der Billardbälle erschallten, näherten sich Beschauer. Mit gewohntem Gleichmut ertrug sie es. Das war ja nunmehr ihr Beruf, als Schaustück zu dienen, und sie mußte nur froh sein, wenn sie als solches Anwert fand. Das aber schien der Fall; dafür zeugte das Flüstern unter den jungen Männern, die scheinbar zwecklos an ihr vorüber promenierten. Vor direkten Ansprachen schien sie gesichert. Manchmal drangen Laute einer bekannten Stimme zu ihr; Gustav erging sich sprechend, und sie mußte sich es gestehen, von all den jungen Leuten glich

ihm keiner an Kraft und Anmut der Erscheinung. Er trat zum Buffet: „Ich muß nach hinten gehen, Fanny; sie haben heute eine wichtige Besprechung hier. Hoffentlich wird es so spät, daß ich dich gleich heimführen kann. Von morgen ab bist du ohnedies immer hier; es ist das letztemal, daß wir einander ganz gehören dürfen."

Fanny erhob ihr Auge; mit jenem feuchten Blicke sah sie zu ihm auf, den er nur zu wohl kannte und der ihn immer durchschauerte. Sie blickte ihm nach; vor dem Spiegel zupfte er das breite Band über seiner Brust zurecht, bis es recht augenfällig darauf lag. Eine Bewegung ging durch die Menschen; neue Ankömmlinge schoben sich durch die Leute. Trotzige, verwogene Gesellen zogen an ihr vorüber, die Gesichter zerhauen, und grüßten mit leichtem Kopfneigen oder die Finger militärisch an die bunte Mütze legend. Langsam wurde es stille in diesem Zimmer, aber von rückwärts her vernahm sie laute Reden und stürmische Zurufe des Beifalls oder des Mißfallens.

Nun erst erhob sie vorsichtig den Kopf und sah sich spähend um. Es war ziemlich öde ringsherum geworden, nur Schachspieler saßen noch über ihre Figuren in wortloser Vertiefung gebeugt. In den Fensternischen hatten sich Männer häuslich eingerichtet; hinter Stößen von Zeitungen beinahe verschwindend, schrieben sie emsig. Verschieden im Alter und in den Lebensverhältnissen, schienen sie doch ein gemeinsames Gewerbe zu betreiben. Sie kannten einander sämtlich und begrüßten sich mit einer gewissen handwerksmäßigen Vertraulichkeit; manchmal schien der eine etwas Wichtigeres

den Genossen mitzuteilen; dann tauschten sie ihre Meinungen in wirblichst raschem Flusse der Rede aus, dabei lebendig mit den Händen gestikulierend. Dann ging es wieder an das Schreiben; Blättchen Papier wurden einseitig beschrieben und von hageren Burschen fortgetragen. Schwindsüchtig aussehend, blaß vom übernächtigen Leben und den ewigen Laufereien aus einer Redaktion in die andere, horchten diese angehenden Journalisten aufmerksam auf jedes Wort ihrer Herren und Meister, aus dem sich vielleicht eine Journalnotiz herausschlagen ließ. Selbst sie aber wurden noch beneidet; um diesen Kreis herum bewegten sich junge Menschen; sehnsüchtig lungerten sie um diese Tische herum, verzehrt von dem Bewußtsein ihrer Unfähigkeit und dem Hunger nach kurzem, löschpapierenem Ruhme, und vertaten also ihre beste Kraft in frucht- und aussichtslosem Streben.

Und doch hätten sie eine Warnung vor Augen haben können. Zu derselben Gruppe gehörte ein alter Mensch. Fanny fiel es auf, wie man ihn im Kaffeehause dulden könne, so abstoßend und verwahrlost war seine Erscheinung. Das alte, eisgraue Haar ungekämmt, das Gesicht starrend vor Schmutz und Runzeln, die Schuhe zerrissen und den Rock ungebürstet und durchgescheuert an allen Nähten, saß er ihr zunächst, Schach spielend, seitdem sie in die Kasse eingetreten war, bis jetzt, wo auch die wenigen Gäste wieder aufbrachen, die nach Schluß des nahen Stadttheaters erschienen waren.

Im Nebensaale wurde immer noch debattiert; die Stimmen aber klangen heiser vom Bier- und Tabakgenuß. Ein häßlicher Flor umgab Fanny alles; die

Fülle neuer Eindrücke verwirrte und befing sie. Das Kaffeehaus erschien ihr unendlich trübselig und so mürrisch, wie das Gesicht des Zahlkellners, der an einem Pfeiler lehnte, schmierige Zettel aus einer abgegriffenen Brieftasche nahm, sie durchlas und mißtrauisch den Kopf schüttelte, ehe er sie an ihrer alten Stelle versorgte. Die Gasflamme ihr zu Häupten brannte zischend und übelriechend. Ihr ward bange, sie sehnte sich nach einem befreundeten Worte, nach Gustav. Wenn sie sich nicht geschämt hätte, sie hätte nach ihm gesendet; seine Stimme tönte gerade herüber; was er sprach, konnte sie zwar nicht verstehen, aber schon der Ton war so fest, ehrlich und bestimmt: der ganze Mann lebte in seiner Stimme.

Was war am Ende gar so Großes dabei, wenn sie auf ihn wartete? Er hatte ihr immer nachgegeben, kein Mensch konnte sie sicherlich lieber haben. Sie brauchte sich bloß mit der Zukunft als seine Frau zu begnügen, und war das nicht genug für das Kind Frau Rosalia Bermanns? Noch war sie seiner nicht zu unwert, noch hatte sie ihm mindestens physisch die Treue nicht gebrochen. Aber ein etwas in ihr schrie „Nein!“ Denn wie, wenn Gustav dann sein Wort doch nicht hielt? Es war richtig, sie empfand zu niemand mehr oder auch nur so viel Neigung, als zu ihm. Aber warten? Auf so Ungewisses hin? Denn sie an seiner Stelle hielte dieses Versprechen nicht, des machte sie sich kein Hehl! Und — sie hatte lange genug gewartet!

Zwei Männer waren ins Kaffeehaus eingetreten; der eine hoch, mager und einen feinen Zug im Gesicht, das, von wirrem, schwarzem Haar umgeben, schier

geisterbleich erschien. Sie mußte die Zeitung weglegen, dem Kellner läuten, der hinter der Glastür auf einer Bank träumte. Sie erhob den Kopf, frei ließ sie ihr sieghaftes Auge leuchten und ihr feines Ohr vernahm, wie sich der Blasse zu seinem häßlichen Freunde neigte: „Ein schönes Mädchen". Auch die heisere Antwort hörte sie: „Ich glaube, sie ist Lohners Braut". Dann beugte sie sich wieder über ihr Buch, um die Bestellungen einzutragen.

Sie hörte dann die beiden ungleichen Gesellen flüstern. Sie sah nicht mehr hin, sie hörte nur noch: „Gewöhnt sich wohl erst ein; wird sich aber eingewöhnen". Dann klang es wie Husten herüber, gedämpfte Schritte vernahm sie, und neben ihr tauchte ein Kopf voll Häßlichkeit, mit struppigem Blondhaar, mit bösem Auge und fahler Farbe im Gesichte auf und sagte: „Ein schöner Mann Herr Gustav Lohner, ein schöner Kopf."

Er wollte weiter sprechen. Aber die Schritte der abziehenden Studenten erklangen näher, und er verschwand plötzlich. Sie erhob sich, die Glieder steif vom langen Sitzen und schier übermüdet. Die Gasflammen wurden abgedreht, und im Getümmel des Aufbruches ging sie, zärtlich an Gustav geschmiegt. Aber ihr letzter Blick flog zum Eingange des Cafés zurück; dort stand der Hagere, grell von der Gasflamme über dem Portal beleuchtet, ein Taschentuch an die Lippen gedrückt, und sah ihr, auf seinen häßlichen Genossen gestützt, lange nach.

IV

Wer waren die beiden ungleichen Gesellen? Die Frage beschäftigte sie und half ihr, im Vereine mit ihrem Anpassungstalente, das aus dem Dorfmädchen in kurzem eine Dame mit städtischen Manieren gemacht hatte, der niemand den Ursprung in einem Dorfe des Kuhlandes anmerken konnte, sich rascher eingewöhnen, als sie selbst gehofft hätte. Sie hatte ein menschliches Interesse, das sie nunmehr ins Kaffeehaus zog; ein seltsames Mitleid fühlte sie für den Blassen und eine Neugierde, die nach Lösung verlangte, für seinen häßlichen Freund.

Es brauchte aber lange Zeit, ehe sie etwas Näheres über beide erfuhr, und alle anderen Gäste des Lokales kannte sie früher. Die armen Studenten, die vor und nach der Vorlesung erschienen und denen die „Akademische Legion" alles war: Wärmestube, Wohnung und Studierzimmer, die Zeitungen lesend oder studierend hier ihre Tage verbrachten, zu Mittag auf kurze Zeit zu einem jämmerlichen Mahle verschwanden, bis sie die Nacht von den Billard- und Kartentischen vertrieb, die sie als müßige Zuschauer umlehnt hatten. Diese dauerten Fanny; denn mancher schien ihr wohl eines besseren Loses wert, als mit neidvoller Seele zuschauen zu müssen, wie andere genossen. Sie bedauerte sie doppelt, weil sie ihre Gefühle verstand und teilen konnte und weil ihr deren reichere Kameraden gar zu verächtlich erschienen; denn die Hohlheit dieser Menschen hatte sie bald erkannt. Ihre Gespräche widerten sie an; das ewige Gerede von Wettrennen, Mensuren und billigen

Eroberungen ermüdete sie. Ihrem mäßigen Sinne ging jedes Verständnis für die Zechgelage ab, die in diesem Kreise eine so bedeutsame Rolle spielten. Aufstrebend, wie ihr Geist einmal war, hatte sie Mitgefühl für die Strebsamkeit der Armen, während sie ihrer ganzen, früh erworbenen Verstellungskunst bedurfte, um die Albernheiten der Reichen zu ertragen.

Bloß drei Menschen von allen, die sie kennen gelernt hatte, zwangen ihr einige Teilnahme ab.

Einmal Gustav Lohner. Was der immer anpackte, er wußte einen Anschein seiner eigenen Tüchtigkeit und Kraft hineinzutragen. Ihm war, was er ergriff, Ernst und Herzenssache, und je mehr ihn Fanny kennen lernte, desto besser wußte sie den Wert jener Vorstellung vom ersten Tage zu bewerten. Selbst die Couleur faßte er wirklich als einen Bund für das Leben auf, die Mensur war ihm tatsächlich die Probe des Mutes und der Gewandtheit. Er war tatsächlich, wie jener Häßliche behauptete, die feinste Klinge der Universität, aber nicht ihr feinster Kopf. Gerade durch und durch; aber eben deshalb oft unbequem, mehr geachtet und gefürchtet, als geliebt. Ein Mensch, der sich an Schlagworten begeistern konnte und dann für sie drein ging, wie ein Stier — ungestüm, gefährlich durch seine Kraft, aber ungelenk und leicht zu blenden.

Er war ein feiner Beobachter, jener späte Gast, von dem Fanny dies gehört hatte. War das Café leer von Besuchern, dann erschien er. Die Kellner kannten seine Stimme eben so gut als die Nische, in der er zu sitzen pflegte und in der kein Licht angezündet werden durfte, wenn er anwesend war. Dort hockte er trinkend, aber

eine Wirkung davon war nie an seinen Worten zu merken. Zuweilen tauchte sein Kopf voll charakteristischer Häßlichkeit jählings neben Fanny auf; dann sprach er rasch, heftig und abgerissen auf sie ein. Niemals hörte sie ein Wort uneingeschränkten Lobes von ihm; über allem, was er tat und sprach, lag ein häßlicher Zynismus. Sie kannte seinen Namen, aber nennen durfte sie ihn nie damit. „Ich hatte einen Namen und träumte davon, mir einen zu schaffen; jetzt bin ich eine Null." Ein unglücklicher Mensch war er jedenfalls, die stete Gewohnheit der Selbstironie hatte seinen Charakter ätzendem Scheidewasser gleich zerfressen. Von Studenten gemieden und jeder Berührung mit ihnen scheu ausweichend, suchte er dennoch mit seltsamer Beharrlichkeit die Stätten auf, wo er sicher war, ihnen zu begegnen. „Was wollen Sie, ich bin ein Revenant, ein Gespenst."

Sie kannte auch seine Geschichte und wußte, warum er aus jener Gesellschaft ausgestoßen worden war, der er einst angehört und die immer noch solche Anziehungskraft für ihn besaß. Er war einst Student gewesen; derselben Couleur hatte er angehört wie Gustav Lohner. Er sollte seine erste Mensur schlagen; aber schon bei den ersten Vorbereitungen befiel ihn eine namenlose Angst. „Ich bin kein Lamm, und ich mochte mich nicht opferlammäßig behandeln lassen. Es ist auch zu infam; der Mensch, der mir da gegenüberstand, hatte mir nie etwas getan. Ich war zu erregt; es klang so schrill, als seine Klinge das erstemal anklirrte an die meinige; es war mir so schreckhaft und verstört zumute. Und dann hörte ich es im Kopfe summen und ihn widerhallen, dumpf im Schädel, knirschend zwischen den Zähnen, die-

sen infamen Ton. Ich spüre, wie etwas Warmes über meine Stirne tropfte, nicht etwa jäh, stromweise, sondern unangenehm lau und langsam, schon im Fließen gerinnend. Ich konnte nicht mehr ruhig stehen, ich mußte den Kopf wenden, die Augen schließen, schon um dem Anblick des lächerlich abgeschmackten Anzuges meines Gegners zu entgehen. Und da beantragte mein Freund und Bruder Gustav Lohner, mich, den Feigling, ehrlos von der Mensur zu jagen. Er zerriß die Kappe, die ich bis dahin getragen hatte, mit dem Fuße zertrat er die Klinge, die ich geführt."

Sie wußte auch, wie er dann tiefer und tiefer gesunken war. Sein kleines Vermögen war vergeudet und: „Nun, ich machte Schulden. Die ehrlichen Leute! Sie haben alle gewußt, daß ich so bald nicht zahlen könnte. Und doch nahmen sie mein Ehrenwort; durften sie sich dann wundern, wenn ich es nicht einhielt? Aber sie machten ein lästerliches Geschrei über meine Wortbrüchigkeit, als das eintraf, worauf sie gefaßt sein mußten. Man hielt feierlich Gericht über mich und erklärte nicht bloß mich, nein, jeden für ehrlos für alle Zeit, der mit mir verkehren würde. Und Herr Gustav Lohner gab mir eine Ohrfeige, als ich ihn ansprach. Für einen Fechter, wie er, wäre das immer ein harmloses Vergnügen gewesen; wie schon gar damals, wo er mir nicht einmal hätte Satisfaktion geben dürfen!"

Er hatte mit dem ganzen Reste seines Vermögens und seines Kredites ein Bändchen Gedichte erscheinen lassen. Sie hatten keinen Anklang gefunden. „Es war eigentlich Zuckerwasser, höchstens ein bißchen Schnaps dabei. Aber ein weiser Mann hielt es doch für not-

wendig, nachzuweisen, warum sie nicht gefallen konnten. Ich hätte kein Gefühl! Er hatte recht! Gemüt und Ehre, das sind so Dinge für die anständigen Leute, die schlafen und sich waschen. Ich aber tue beides nur sehr selten und ungerne."

Und dann war er hingegangen und hatte sich verkauft. „Glauben Sie mir, wer sich selbst kennt, der kennt auch die Schwächen jedes Menschen. Und ich kenne mich. Dummköpfe oder Schufte, höchstens noch eine liebliche Mischung von beidem, das ist alles und das sind alle. Sie dürfen sie getrost einteilen in drei Kategorien: In solche, welche Silberlöffel stehlen und sich dabei ertappen lassen, in solche, die man wohl beargwöhnt, die sich aber nicht erwischen lassen, und in solche, die sich nicht trauen. Die bilden dann die Jury. Sie dürfen es mir glauben, sie fürchten sich heilig vor mir, die ehrlichen Leute. Aber geschimpft haben sie nicht schlecht, als mein erstes Pamphlet erschien. Warum? Weil ich darin das angriff, was ich noch gestern lobte? Ich will es ja morgen wieder rühmen, wenn es etwas trägt; kein kluger Mensch tut etwas umsonst, wofür er bezahlt werden kann. Alles darf der Mensch verschachern, mit allem darf er Handel treiben, nur mit sich selbst nicht? Warum? Bin ich nicht mein Eigentum? Nur in einem liegt Verstand: man soll sich nicht zu billig hergeben. Darin habe ich gefehlt; ich habe meinen Geist lächerlich wohlfeil verkauft. Wäre ich Hofrat, alle Welt zöge heute den Hut vor mir."

Mit einem eigenen Interesse horchte Fanny diesen Worten. Die enthielten ja die Rechtfertigung alles dessen, was sie plante; selbst ihrer verwegensten Gedan-

ken. Und dann, jedes Vertrauen und jeder Annäherungsversuch war ihr schätzbar: „Ich sehe in Ihnen eine Leidensgefährtin. Merken Sie sich, was ich Ihnen sagte; es wird Ihnen wohl zu paß kommen. Sie wollen sich doch auch verkaufen? Die Eigenschaften haben Sie dazu; Sie sind schön und — wie es scheint — auch klug genug dazu. Hier ist Markt, also der richtige Ort; nur zögern Sie nicht zu lange, denn die Ware ist nicht so selten in Wien.“

Er sprach ihr nie von Liebe; auch das wußte sie, die den ganzen Tag mit den albernsten Schmeicheleien geplagt wurde, zu schätzen. Er verspottete sich selbst, wenn er sich als Werber dachte. „Ich habe einen zu großen Abscheu vor Glacéhandschuhen und reinen Kragen. Freiwillige Liebe finde ich nicht — und kaufen? Ich will nicht betrogen werden; ich will nicht Geträumtes mit Reellem, Wertbarem bezahlen. Ich bin jedem käuflich, und was jedem feil ist, das ist gut genug für mich.“

Abgerissen, sprunghaft, den einsamen, unbewachten Augenblick erspähend, sprach er so zu ihr. Sowie er aber einen leichten, elastischen Schritt vernahm, verschwand er in das Dunkel seiner Nische. Dann sah Fanny sein unruhiges Auge leuchten und ihn Glas um Glas leeren. Er war ihr früher notwendig geworden, als sie es selbst ahnte. Und der arme Rest, der gut in ihr war, wurde vergiftet.

Der dritte Mensch aber hieß Friedrich v. Eck. Jener blasse Jüngling war es, den sie den ersten Tag gleich gesehen hatte. Behandelte sie sein Gesellschafter von damals von allem Anfange an vertraulich, Friedrich

v. Ecks Benehmen ihr gegenüber war das eines vollendeten Kavaliers seiner Dame gegenüber.

Nur selten kam er ins Kaffeehaus und dann nur in den ersten Stunden des Tages oder in den spätesten Nachtstunden; seine schwache Brust ertrug den Qualm nicht, seiner vornehmeren Natur widerstrebte die öffentliche, schamlose Courschneiderei. Er konnte nicht viel sprechen, ohne daß Husten seine schmale Gestalt erschütterte und ohne daß er sein Taschentuch an die Lippen führen mußte. Auf seinen Wangen glühten dann jählings dunkelrote Flecken auf, die eben so rasch wieder verblichen, als sie erschienen waren.

Er kam fast nie ohne ein Blumengeschenk; aber das fiel nicht zu sehr auf, denn seit Fanny Bermann in der „Akademischen Legion" Buch führte, gab es Tage, an denen kostbare Bouquets die Kasse in einen blühenden Garten verwandelten. In allen Notizbüchern stand ihr Name; wer gar nichts Besseres zu bringen hatte, brachte Verse; sie aber ging gleichmütig ihrer Wege und wußte jeden richtig zu behandeln. Ein freundliches Lächeln und ein aufmerksames Ohr hatte sie für den Stammgast, kühl höfliches Kopfneigen für die Unbekannten, jene so geschätzte kindlich-naive Vertraulichkeit gegen ältere Herren. Aber vor ihrer Phantasie standen, sich seltsam durchkreuzend, drei Bilder: Gustav Lohner, ernst, schwer und düster, wie ihn die letzte Zeit gemacht hatte, der Namenlose, und am häufigster die überschlanke Gestalt Friedrich v. Ecks, mit seinem feinen Welttone und dem anmutigen Humor, der steten Milde und Freundlichkeit, die so seltsam stand zu dem unheimlich unheilbaren Leiden, das ihn verwüstete.

V

Gustav Lohner hatte sich arg zu seinem Nachteile geändert. Ein schweres Opfer hatte er damit gebracht, daß er in Fannys Eintritt in das Kaffeehaus gewilligt hatte; nun mußte er aber noch die Ueberzeugung gewinnen, daß die Nachgiebigkeit zwecklos gewesen. Ein unerquicklich scharfer Ton war in sein Verhältnis gekommen; sie fühlte den Vorteil ihrer errungenen Selbständigkeit zu sehr, als daß sie ihn nicht hätte ausnützen sollen. Fortan bedurfte sie seiner nicht mehr; was sie brauchte, das erwarb sie sich selbst, nicht einmal den relativen Vorzug von früher konnte sie ihm mehr einräumen. Friedrich v. Eck stand ihrem Herzen näher, beschäftigte ihre Phantasie lebhafter als Gustav, der ihr nichts mehr war als der Genosse vergangener Tage, an die sie aber nicht gerne gemahnt sein wollte. Wollte er sich also auch in Hinkunft ihrer Gunst erfreuen, dann mußte er sie durch Gegenleistungen verdienen. So hatte sich denn auch in Beziehung auf den Geldpunkt für ihn nichts geändert; jede Weile benötigte Fanny irgend eine Kleinigkeit, und selbst daß sie sich mit diesen Wünschen immer zuerst an ihn wendete, schien ihm nunmehr ein Vorzug und ein neidenswertes Glück. Zwar vieles an dem Mädchen war ihm unverständlich und unfaßlich. Gleich die Stellung, die sie angenommen hatte; er hätte seine Braut lieber bei was immer für einer Arbeit, selbst lieber als Dienstmädchen, gesehen. Aber immerhin konnte das auch Unkenntnis des schlüpfrigen Bodens, den sie betreten, konnte Abneigung vor physischer Arbeit, das

Erbteil ihres Stammes sein. Daran war am Ende auch er Schuld gewesen; er hatte es nicht vermocht, die Brotsorge von ihr ferne zu halten, und mußte es sich somit gefallen lassen, wenn sie diese nach ihrem Gefallen zu lösen versuchte. Seine Aufgabe war es, die Gefahren ihres selbstgewählten Berufes zu mildern durch persönliche Ueberwachung, durch die Macht seines Ansehens; sie sollte ehrlich bleiben können, wenn sie es nur wollte, auch als Kaffeehauskassiererin.

Anfangs hatte es in der Tat diesen Anschein. Niemand konnte Fanny etwas Schlimmes, etwas Ehrenrühriges nachsagen.

Mit innigem Behagen erfreute sich Gustav der Lobsprüche, die man allgemein dem Takte, mit dem sich das Mädchen in seine Stellung zu finden wußte, und seiner Klugheit spendete. Wenn er gleich die Entfernung zwischen ihnen und die Härten von Fannys Charakter bitter empfand, so lange ihr nichts vorzuwerfen war, so lange sich die Geliebte niemandem angeschlossen hatte, war das zu ertragen. Aber neuerdings war ihm ihre Vertraulichkeit mit dem Namenlosen zugetragen worden, und sie erfüllte ihn mit Bängnis. Er kannte die ganze Verderbtheit dieses Menschen, aber auch seine Gefährlichkeit. Die Schneidigkeit seines Zynismus, die Schärfe seines Verstandes konnten bestechen und auch einen gefesteteren Charakter und bessere Grundsätze zugrunde richten, als die waren, die er bei Fanny vermuten mußte. Ueberdies wußte er, daß dieser Mensch sich neuerdings in der Rolle eines Kupplers gefiel. Seine Eifersucht erwachte; Friedrich v. Eck, der einzige Gefährte des Namenlosen, war ein Mensch, der wohl gefallen konnte,

leichtfertig genug, sich auch eines so widerwärtigen Geschöpfes, wie jener war, zu bedienen, und dazu von großem, unabhängigem Reichtume, den er nicht zu sparen brauchte, wenn er durch ihn die Macht seiner wirklich liebenswürdigen Persönlichkeit, seines weiblich weichen Wesens unterstützen wollte. Tatsächlich hatte Gustav auch in letzter Zeit kleine Kostbarkeiten an Fanny bemerkt, als deren Spender sie mit gewohnter Offenheit und nicht ohne Ironie v. Eck angab.

Und ob auch neuerdings häufige Zweifel in ihm erwachten, ob Fanny alle die ungeheueren Opfer auch wirklich verdiene, die er ihr gebracht hatte: seine tiefe Verschuldung, die Vernachlässigung seiner Studien, die Erkaltung der Innigkeit zwischen ihm und seiner Mutter — er war ihr einmal verfallen. Seine Sinne hatte sie vergiftet, seinen Geist umstrickt; sein Charakter war angefressen von der Fäulnis des ihrigen. Seinem Bruder hatte er sie abgewonnen; und nun lag ein eigener Reiz für ihn darin, diesen so teuer bezahlten Erwerb gegen alle Welt zu verteidigen und zu behaupten. Befriedigte Rache und spät geweckte, aber darum unauslöschliche Sinnenlust, die sie wachgerufen hatte, knüpften ihn an ihre Person. Es mochte schönere Mädchen geben: für ihn gab es bloß die eine, die sich ihm, seiner Meinung nach, in freier Neigung zu eigen gegeben hatte. So lange sie in seinen Augen ein anständiges Mädchen blieb, war er ihr durch das unlöslichste Band, durch sein Werk, verpflichtet und verbunden. Und so kamen denn noch die ehrenwertesten Seiten seiner Eigenart dazu, um ihn für immer an die zu knüpfen, die sein Verderben werden mußte: seine hohe Auffassung vom Man-

nesworte und der Treue, sein stolzes Kraftbewußtsein, das sich die Macht zutraute, auch einen widerstrebenden Charakter nach seinem umzumodeln, sein kampffrohes Selbstgefühl.

Zu Hause litt es ihn nicht mehr. In allem störte und beirrte ihn ihr Bild. Es hinderte ihn im Studium, es scheuchte ihn aus dem Schlafe auf. Und so beschloß er denn, Wache zu halten ob seiner Liebe. Gustav Lohner wurde Stammgast der „Akademischen Legion".

Anfangs suchte er Umgang mit niemandem. Er begnügte sich damit, wortlos dazusitzen, in stumpfes Brüten versunken, und jeden Annäherungsversuch schroff zurückzuweisen. Aber auch seiner wortkargen und wenig teilnahmebedürftigen Natur ward die Last des Schweigens auf die Dauer unerträglich. Vom ersten Abenddämmer bis in die späteste Nacht dazusitzen ohne Beschäftigung und sonder Ansprache, vermochte er nicht. Er begann zu spielen; unglücklich, weil ohne jede Lust an der Sache und ohne jene Aufmerksamkeit, deren es dabei bedarf; sein ganzes Augenmerk war der Kasse zugewendet: wenn irgend jemand mit dem Mädchen zu freundlich sprach oder zu aufmerksames Gehör fand, dann konnte ihn die Wut bemeistern, daß er die Karten oder den Queue ungestüm auf das grüne Tuch hinwarf. Zu sprechen vermochte er mit Fanny nicht; in kleinen Häkeleien, deren sie Meisterin war, reizte und kränkte sie den ungelenkeren Mann. War also das Kaffeehaus leerer geworden und nahte die Stunde, wo seine meistgefürchteten Feinde, v. Eck und sein Kumpan, zu kommen pflegten, dann begann er zu trinken. Viel und begierig, doch ohne jede Wirkung auf seine Stimmung;

nur noch heftiger ward er, wie es denn kein traurigeres Zechen gibt, als wenn man um sich zu betäuben und in trübseliger Einsamkeit Glas um Glas leert.

Gustav Lohner hatte seine Waffengeübtheit viele Freude bereitet. Das war ein Schmuck, der nicht bloß seine Person, der die ganze Verbindung, zu der er gehörte, zierte und erhöhte. Seiner und seines Namens unwürdig wäre es ihm erschienen, den Hieber oder den Säbel mit einem Gegner zu kreuzen, der ihm nicht gewachsen war. Nunmehr sollte auch dies zur Waffe werden, womit er seine Liebe zu schützen gedachte. Ein freundlicher Blick, ein Lächeln Fannys bot den Anlaß zur brutalsten Forderung. Und dabei focht er nicht mehr mit der alten, freudigen Männlichkeit, sondern abwechselnd wild und heftig angreifend, dann wieder tückisch den entscheidenden Augenblick und die mindeste Blöße ausspähend, und in einen einzigen Hieb die ganze entsetzliche Kraft seines Armes legend, dem nicht durchwachte Nächte, nicht stetes unregelmäßiges Leben und ewige Sorgen die alte, gewaltige Kraft hatten brechen können. Der stolze Lohner, der feinste Bursche, der je in Wien Band und Farben getragen hatte, sank zum Klopffechter herab, vor dessen Jähzorn auch dem Intimsten graute.

Es ward stille um die Kasse. Aber auch das letzte Fünkchen von Zuneigung erstarb in Fannys Herzen angesichts dieses Menschen, der zwischen Trunkenheit und Katzenjammer, zwischen Fechtboden und Kaffeehaus ein wüst trübseliges Dasein führte, und in dessen Seele dabei die quälendste Empfindung nimmer schweigen wollte: die, daß das alles eigentlich umsonst und vergeudete

Mühe, daß sein ganzes Leben verspielt sei, ohne nennenswerten Gegeneinsatz. Seinen gefürchtetsten Gegnern konnte er nicht zu Leibe. Friedrich v. Eck mied das Café, ob Gustav gleich die Ueberzeugung hatte, daß er sich mit dem Mädchen nach wie vor zu treffen wisse. Fannys Kälte war zu unbesiegbarer Furcht geworden; und der Namenlose grüßte tagtäglich mit hündisch frecher Unterwürfigkeit und Vertraulichkeit den Gehaßten, der dem Ehrlosen nichts anhaben konnte.

So vergingen Monate. Gustav ertrug es, daß sein Name im schmutzigen Notizbuche des Kellners hinter einer ganz gewaltigen Zahlenreihe stand; er ertrug es, daß sich Leute an ihn und in seinen Umgang drängten, die er noch vor kurzem voll Verachtung von sich gestoßen hätte. Stumpfsinnig sah er eine Schuldenlast sich häufen, die er kaum mehr zu begleichen hoffen durfte; sein Name ward ein Stichblatt plump witziger Bemerkungen. Ihn berührte es nicht, ja, er ertappte sich einmal dabei, wie er den Gruß des gehaßtesten verächtlichsten Menschen erwiderte.

Auch Ostern war vorüber gegangen, ohne daß er auch nur an eine Heimreise gedacht hätte. Er hielt Wache. Sein ganzes Leben war zusammengedrängt und spielte sich ab in dem Kaffeehause, welches einst — wie kurz erst! — widerhallte von dem kräftigen Brustton seiner Stimme, wenn er über studentische Angelegenheiten der erste zu seinen Pairs sprach, und das nun den hoffnungsvollen und lebensfreudigen Jüngling tagtäglich in seinen Mauern sah als müden, gebrochenen, verbummelten Studenten.

VI

Also hielt Gustav Lohner Wache in der „Akademischen Legion". Aber er stand auch dann nicht davon ab, als er nichts mehr zu bewachen hatte, als das eintraf, was er längst besorgt und geahnt hatte, und eines Tages an Stelle des klugen, scharfgeschnittenen Gesichtes Fannys ein fremder, stiller Blondkopf dem Eintretenden sich zuneigte. Er hatte gewußt, es mußte so werden. Es hätte ihn wahrhaftig von Fanny Bermann, wie er sie jetzt kannte, gewundert, wenn sie es nicht verstanden hätte, alle Menschen, vom Kaffeesieder bis zum Feuerburschen, in ihr Interesse zu ziehen, um es zu verhindern, daß ihn irgend jemand von der ungeheuren Niedertracht in Kenntnis setze, mit der sie umging.

Ein Ekel vor sich selbst wollte ihn erfassen. Sein Name erschien ihm befleckt und in den Kot gezogen. Was gab es in ihm, was sie nicht beschmutzt hätte? Das bräutliche Verhältnis zu ihm war nichts gewesen, als eine falsche Schutzmarke, auf wertlose Ware geklebt, die sie begehrenswerter erscheinen lassen sollte; wie es ja den Menschen stets am meisten nach dem lüstet, was Eigentum eines anderen ist. O, die ganze Welt war unendlich verworfen und er der allererbärmlichste Mensch auf ihr. Das neue Mädchen in der Kasse gleich. Hatte sie nicht ein Gesicht, das so rein und lieb war, wie das der Jungfrau Maria? Und sah er nicht, wie sie mit jedem liebäugelte, selbst mit ihm? Und doch ging er unter Menschen. Was wollte er mit seinem verstörten Leben, mit der Qual seiner Gedanken auch beginnen?

Und um seine Tage zu füllen und seine Erinnerungen los zu werden, trank er, bis er als letzter Gast mit gerötetem Gesichte und glühendem Auge heim taumelte, um im lethargischen Schlafe Vergessenheit und Kraft zu gleichem Kreislaufe für den nächsten Tag zu finden. Und was ihn aber selbst dann quälte und in seine Träume gespenstig verfolgte, das war dieser Gedanke: Wie, wenn Fanny nicht schlecht war? Wie, wenn sie bloß die Furcht vor ihm einem anderen in die Arme getrieben hätte? Das wäre das Entsetzlichste! In solcher Stimmung, in solcher Lebensführung fand er am frühen Morgen ein Telegramm. Der Schulze war gestorben. Man erwartete den Sohn zum Leichenbegängnis.

Gustav legte sich nicht nieder; selbst das Bedürfnis des Schlafes hatte er in letzter Zeit nahezu verloren. Er fuhr heim. Und nie noch war ihm die Heimfahrt so rasch erschienen, wie diesmal. Er hatte kein Auge für die mannshohen Halme, die unter dem Gewichte ihrer eigenen Aehren harmonisch schwankten; er sah nicht die Hochsommersonne, die über Mährens Gauen ihr reichstes Gold fast verschwenderisch ausgoß; in ihm lebte nur ein Gedanke: Wie wirst du deine Mutter sehen, mit welcher Stirne ihr entgegentreten?

Er wollte beichten; aber wie hätte er das Herz finden sollen, der verstörten, über den jähen Tod des kräftigen, lebensrüstigen Mannes untröstlichen Frau mit solchen Bekenntnissen zu kommen? Als ihre Hoffnung hatte sie ihn begrüßt; sollte er ihr die Augen öffnen, wie nicht bloß der Tod eines Vaters, den zu beweinen er die meiste Ursache hatte, das verstörte Aussehen, die

tiefen Furchen auf der Stirne ihres Lieblings, die sie umsonst zu glätten versuchte, verschuldet hatte? Er konnte es nicht. Lieber ging er mit unbefreitem Gewissen hinter dem Sarge, lieber hörte er die Lobsprüche auf seinen ehrenfesten Vater an: „Er war ein Ehrenmann", und die geflüsterte Antwort: „Und der Sohn wird es auch". Nur er konnte damit gemeint sein; vom Todestage des Erbrichters an führte sein Bruder diesen Namen. Er hätte aufschreien mögen.

Und dann kam die schwerste Stunde, als er der Mutter doch alles gestehen mußte, und sein unfreiwilliges Geständnis allen erlösenden Wert verloren hatte.

Noch am Tage des Leichenbegängnisses waren die Brüder in Streit geraten. Ohne letztwillige Verfügung war der Schulze aus dem Leben geschieden; es bedurfte auch wohl seines Bedünkens keiner solchen. Aber darauf gestützt, weigerte Georg dem Bruder jeden Anteil am Erbe. Erstaunt hörte Frau Marianne die Ausbrüche fassungslosen Hasses, mit denen er Gustav überhäufte: „Du willst erben," schrie er, „du? Wofür? Wir haben es uns hier sauer werden lassen, und du hast gelumpt in Wien. Wir alle, das ganze Hauswesen, durften so viel nicht verbrauchen, als du allein, heißt das mit der Jüdin. Meinst du, ich habe nichts davon gewußt? Ich habe geschwiegen, aber ich habe gehofft, es dir heimzuzahlen, du schleichender Duckmäuser, du Lump! Wenn es dir nicht recht ist, geh hin und fordere vor Gericht Erbteilung. Man wird sie dir bewilligen; aber alle Welt wird es auch wissen, welch ein Lump Gustav Lohner ist. Noch ist es keinem eingefallen, an dem rütteln zu wollen, was seit ewiger Zeit feststeht, an

der Unteilbarkeit unserer Gründe. Aber freilich — es hat auch noch niemand daran gedacht, eine Jüdin heiraten zu wollen und sie sich derweilen auszuhalten."

„Niemand?" fragte Gustav.

Darauf schwieg Georg. Aber um so höhnischer verwies er den Bruder auf den Rechtsweg oder auf das, was ihm allein übrig bliebe, auf die Dienstbarkeit. Die Ordnung des Hauses schien gelöst. Horchend standen Knechte und Mägde an den Türen, und mit Not vermochte Frau Marianne die erbitterten Geschwister vor Tätlichkeiten zurückzuhalten.

In der Nacht aber trat sie an das Bett ihres Sohnes; mit jenen Worten, wie sie nur einer Mutter zu Gebote stehen, beschwor sie ihn, sich ihr zu eröffnen. Sie hatte kein Licht mitgebracht; einem unsichtbaren Beichtiger beichtet es sich leichter. Totenstille war es; nur der schwere Odem Frau Mariannens, die flüsternde Stimme ihres Sohnes tönten durch das Gemach; manchmal gesteigert: dann entströmten Anklagen gegen sich selbst, wilde Schmähungen gegen die Jüdin, gegen den Bruder seinen Lippen. Warum er erblos sein müsse? Ob er nicht so gut Kind seiner Eltern wäre als Georg? „Darf nur einer erben, dann darf auch nur einer leben." Seine Hände zwischen den ihren haltend, saß sie neben ihm, bis er im Grauen des Tages entschlief.

Frau Marianne aber konnte nicht schlafen. Eine Unruhe verzehrte sie, trieb sie in ihrem Zimmer auf und ab. In der Angst des Tages, in der Sorge um die Lebenden hatte sie des Toten vergessen. Nun brach sie an seinem Bette zusammen und barg ihr Haupt in den Kissen des vereinsamten, verwaisten Lagers. Der

Schulze hätte leben sollen, noch kurze Zeit mindestens leben sollen! Der hätte die harten Köpfe auseinander gehalten oder gebrochen; er war der Damm gewesen, der Land und Meer schied; und nun, gerade wo die Sturmflut sich erhob, wo schon die ersten verräterischen Krausen über die Fläche hinjagten, mußte er in sich selbst zusammenbrechen! Er war ein Mann, und wo sie ohne eine andere Waffe, als ihr Mutterherz, recht eigentlich wehr- und hilflos war, da wußte er wohl noch Ausweg. Er war ein Mann; ihm ziemte es, das Allgemeine im Auge zu halten; er durfte vor allem den Segen des „Höferechtes" betrachten, jenes uralten Brauches, durch den die Bauern der Landschaft seit undenklichen Zeiten adelig auf ihrem Grunde saßen, wenn in den umliegenden Gegenden jede zweite Generation im Besitze wechselte, so allmählich das ganze Land in Armut und Dienstbarkeit versank und sich auf den Trümmern freier Bauerngemeinden endloser Latifundienbesitz erhob. Sie aber war Weib und war Mutter und außer stande, den Kummer des geliebten Einzelwesens mit der Erwägung des Gesamtwohles aufzuwiegen.

Und dann: Wie war ihr der geliebtere Sohn heimgekehrt! Sie konnte sich nicht enthalten, ihn im Schlafe zu betrachten. Die Faust zornvoll geballt, die Stirnadern geschwellt, den Mund zum Schrei oder Fluche halb offen, lag er da. Das war ihr Sohn nicht, und dieser Mensch war schier fremd ihrem Herzen. Wie häßlich hatten sich beide Kinder ihr doch heute offenbart! Georg, den nicht offene Rechtsverletzung, nicht der Wille des kaum besargten Vaters davon abhalten konnten, Befriedigung für seine Rache zu suchen; Gustav, der sie be-

lügen konnte, der nicht in offenem Geständnis Erleichterung und Verzeihung suchte. Wie entsetzlich hatte doch eine kurze Zeit alles und alle gewandelt!

Aber immerhin; mochte sie auch die Achtung vor ihrem Sohne verloren haben, ihn zu retten, wollte sie daran wenden was sie konnte. Er mußte vor allem unbedingt aus dem Hause; seine arg verfahrenen Angelegenheiten in Wien in Ordnung bringen. Dann konnte man weiter überlegen. Ihres Elterngutes größten Teil hatte der Ankauf jenes Gutes verschlungen, das ihmzugedacht gewesen; mochte denn auch der Rest dahin gehen, wenn es nur dazu half, dem Sohne eine Zukunft zu sichern. Aber sie brachte dieses Opfer ohne rechte Hoffnung; ihr Vertrauen war dahin; schwere Ereignisse ahnte sie voraus, und ihre Schatten warfen sich jetzt schon verdüsternd auf ihr Gemüt.

Eine Erleichterung schien es ihr doch, als er abgereist war. Lange und viel hatte sie ihm ins Gewissen gesprochen, zu erwägen gab sie ihm, wie dies das Letzte sei, was sie an ihn wenden könne. „In Gottes Hand liegt dein Geschick noch jetzt. Hab acht, daß es nicht in die deines Bruders falle.“

VII.

Immerhin, der Gustav, der in furchtbarster Drohung die Hand gegen seinen Bruder geschüttelt hatte, dessen Mund geschäumt und dessen Auge geglüht hatte, war Frau Mariannen fast lieber, als der, den sie wenige

Tage nach seiner Abreise wieder heimgekehrt am runden Tisch des Gesindezimmers sitzen sah, der sich willig der Dienstbarkeit seines Bruders unterwarf, aus dessen Mund nie ein Wort der Klage, aber auch nie ein Lachen kam. Dem keine Arbeit zu groß und keine Beschimpfung zu schwer erschien, so viele deren auch Georg über ihn häufte.

An einem Regentage war er heimgekommen; überreif war das Getreide und die Gefahr nahe, daß es auf dem Halme verderbe, oder das Gras sauer werde. Er hatte es stumpfsinnig gesehen; ihm war ja kein Anteil daran. Nur als der einsame Wanderer am Mauthause vorbei kam, da zog er den Hut tiefer ins Gesicht. Ungesehen und unerkannt kam Gustav Lohner zum zweitenmale heim.

Aber nicht seines Fleißes, nicht seiner Unterwürfigkeit konnte Frau Marianne froh werden. Ihr schien es, als sei ihm die Arbeit bloß ein Mittel, um schrecklicher Gedanken los zu werden. Und manchmal loderte es in Gustav bei einer besonders rücksichtslosen Beschimpfung des Bruders doch wieder auf; jäh und blitzartig rasch verlöschend. Ein unheimliches Bangen beschlich dann Frau Mariannen; ein ähnliches Gefühl, wie es der Feuerwärter hat, wenn er die Platten des Dampfkessels rot glühen sieht, ohne daß auch nur ein Dampfwölkchen sich zeigt; denn er weiß dann, daß es bloß des mindesten Anstoßes, der geringsten Erschütterung bedarf, um die schrecklichste Explosion zu erzeugen. Allnächtig hörte sie seinen schweren Tritt mechanisch gleichmäßig durch sein Zimmer hallen; er aß kaum, er schlief nicht, und er schwieg.

Freilich, eine ungünstigere Zeit zur Heimkehr hätte er auch kaum wählen können. Jedes Schicklichkeitsgefühles vergessend, war Georg unmittelbir nach dem Tode des Vaters auf die Freite gegangen; nicht die mindeste Aussicht auf einstiges Besitztum sollte dem „Bettler" bleiben. Mit dem unverhohlensten Korbe war er heimgesendet worden. Man könne dem kein Mädchen aus anständigem Hause geben, der den Bruder solchergestalt betrogen habe. Er war aufgefahren. „Mir das? Dem Lohner aus Kunzendorf?" Und der Bauer hatte geantwortet: „Nicht dem Erbrichter Lohner, dem G e o r g Lohner gilt das." Diesen Schimpf, die gesellschaftliche Acht, die ihn aus dem Kreise seiner Standesgenossen, der Großbauern, ausschloß und auf den Umgang mit allerlei Gesindlein beschränkte, die immer noch ungeminderte Achtung, mit der die Knechte Gustav begegneten, hatte er an ihm heimzuzahlen und beschloß er ihn, alles Bittens der Mutter ungeachtet, entgelten zu lassen.

Frau Marianne aber gab immer noch nicht alle Hoffnung auf. Sie wünschte beinahe, Gustavs Erstarrung möchte noch einige Zeit andauern. Es gab genug reiche Erbtöchter im Gau, und wo die Schulzin anklopfte, da war sie sicher, keine Abweisung zu empfangen. Aber als sie zu Gustav von dieser Absicht sprach, da sprach er ein entschiedenstes Nein. Sie verstand wohl, warum; er fühlte sich einer ehrlichen Frau unwürdig, und dieser Zug machte ihn ihr wieder lieber. Aber die Schamröte seiner Wangen, die mächtigere Unruhe der folgenden Nächte konnte sie nicht ausdeuten, und er — er wäre vor Scham vergangen, wenn er davon, von der

tiefsten Demütigung, die ihm widerfahren, hätte erzählen müssen.

Es war an einem der ersten Tage seines letzten Wiener Aufenthaltes. Der drängendste Teil seiner Schulden war beglichen; einen Brief an die Mutter hatte er begonnen, worin er ihr mitteilte, was geschehen war, und ihren Rat für die Zukunft einholte.

Der Brief wurde nicht abgesendet, nicht einmal beendet. Bei den Worten: „Nun rate, Mutter!" war er abgebrochen geblieben.

Er war in den Volksgarten gegangen. Da hörte er auf einmal seinen Namen von einer bekannten Stimme nennen, auf seine Schulter legte sich eine feine Hand, neben ihm stand Fanny.

Fanny war schöner geworden, wie es ihm schien. Ihr Auge war leuchtender als je, ihr schöner Körper hatte an Fülle gewonnen, reiches Gewand umgab ihn, und kostbare Kleinode blitzten in ihrem Ohr und an der Schließe ihres Jäckchens. Zwanglos setzte sie sich neben ihn, anmutig und heiter begann sie ihrer Freude, ihn wiederzusehen, Worte zu leihen. Es hörte sich ihr so gut zu; ihre Ausdrucksweise war so gewählt, und wenn sie einmal hellauf lachte, klang es so frisch. — Aber freilich war der Grundton ihrer Rede nicht der heiterste; Friedrich v. Eck war verreist, um eine neue ihm zugefallene Erbschaft zu beheben. „Du hast doch wohl auch geerbt, oder nicht?" Es sei ihr gar so einsam jetzt, nun sie Gesellschaft gewöhnt sei. — Zumal jener schönen Abende am Anfange ihres Aufenthaltes in Wien gedenke sie sehnsüchtig. „Erinnerst du dich?" Es sei ihr gar so entsetzlich, an Friedrich v. Eck gebunden zu sein;

diese lebendige Mahnung an den Tod, der Tag für Tag nachrechne, wie viel von jener Frist, die er noch zu leben habe, bereits verstrichen sei. Und sie schalt seinen Egoismus, mit dem er sein ganzes Vermögen verschleudere, nur damit niemand ihn beerbe. Nur die Originalität seiner Werbung, die offene Erklärung, mit der er vor sie hintrat: er wisse, er habe höchstens noch fünf Jahre zu leben, ob sie ihm helfen wolle, diese genießend hinzubringen, habe sie bestochen. Und vor ihm, der ihr immer unendlich lieber gewesen sei, vor ihm habe sie sich damals gefürchtet. „Aber du bist jetzt wohl toleranter geworden, Gustav?"

Von ferne her klang die Musik rauschend und berauschend. Er sprach fast nicht ein Wort, er hörte nur zu, er betrachtete nur die reizenden Bewegungen ihrer vollen Gestalt und jenes Lächeln, das zeitweilig um ihre Lippen spielte; kaum verzog es den Mund, nur die spitzen weißen Eckzähne zeigte es und wetterleuchtete um die Augen herum; und doch war es so schwül und verheißend, wie das Parfüm, das ihrem Kleide entströmte, nun sie sich erhob, es zurechtstrich und ihn dabei fragend ansah: „Du begleitest mich doch mindestens, Gustav?"

Er legte ihren Arm gehorsam in den seinen; seine Mutter war vergessen und jenes Versprechen, das er gegeben hatte, nimmer wieder sich diesem Weibe zu nähern. Ganz andere Dinge noch wären ihm entfallen in jener kleinen Wohnung am Ring, die sie bewohnte und die der feinste Geschmack eines vollendeten Lebemannes eingerichtet hatte, in jenem Schlafzimmer, das Tag und Nacht das gleiche, ungewisse, rosige Licht durchflutete. Es war der alte Zauber, der ihn umfing; so stark, daß

er vor diesem Weibe hinstürzte und es beschwor, alles zurückzulassen und ihm zu folgen in die neue Welt, ein frisches Leben zu beginnen, wie er ein neues beginnen wolle.

Sie beugte sich zu dem Knieenden und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er war aufgesprungen; die Schamröte stieg ihm damals ins Gesicht, wie heute, wenn er jener tiefsten Demütigung dachte und des Zorneswortes „Dirne!“ das er dem Mädchen ins Gesicht geschleudert. Ihm wagte man einen solchen Antrag zu stellen! Er, Gustav Lohner, sollte die Rolle des zweiten Liebhabers spielen, sich zu dem Mädchen schleichen, wenn ihr rechtmäßiger Eigentümer nicht zu Hause war, und vor seinem Heimkommen zittern! Wie tief mußte er gesunken sein! Wie tief! Denn das Mädchen kannte ihn heute, wie sie ihn früher gekannt hatte. War er wirklich keiner besseren Achtung mehr wert? So sehr auf eine Stufe mit Fanny Bermann gesunken, daß er nichts Besseres verdiente, als von einer Dirne behandelt zu werden, wie ihresgleichen? Damals war aber auch das Wort in ihm erklungen: „Wer sich nicht selbst meistern kann, der suche einen Meister, je strenger, desto besser,“ und der Entschluß war in ihm gereift, heimzukehren und das schwerste Kreuz auf sich zu nehmen: das Joch eines Bruders, den er von frühester Kindheit an gehaßt, mit dem er in allem rivalisiert: siegreich um die Liebe der Eltern und eines Mädchens, für immer unglücklich im Kampfe ums Dasein.

Es war Wettrenntag gewesen, als er von der Stätte seiner Jugendkraft schied. Er hatte sein Burschenband zerrissen, aus dem Buche seiner Verbindung hatte er

seinen Namen löschen lassen. Niemand sollte des unseligen Menschen fürder gedenken, der seinerzeit eine Rolle in der Wiener Studentenschaft gespielt hatte, und dessen Name für immer verschwunden und vergessen sein sollte. Wagen rollten durch die Praterstraße, als er sie, gesenkten Hauptes, seine wenigen Sachen in der Hand, durchschritt. Und als er am Praterstern eine kurze Weile Rast hielt, da fuhr auch *sie* an ihm vorbei. An der Seite Friedrichs v. Eck saß Fanny; ihr Auge schweifte stolz und im Bewußtsein erreichten Strebens leuchtend über das Gewimmel der Fußgänger, und auch über den blassen Mann, der die Hand ingrimm- und schmerzvoll auf die Brust preßte.

Konnte Gustav davon der Mutter sprechen? Konnte er? Ihre ärgsten Befürchtungen konnten nimmer an das hinanreichen, was wahr, erlebt, tatsächlich war. An jene Geschehnisse, die ihn auch in der Erinnerung nimmer losließen, die unablässig wie aufgescheuchtes Nachtgevögel sein Haupt umschwirrten. Die ihn zur Arbeit trieben, unbarmherziger als es die Peitsche des Sklavenvogtes hätte tun können, die Striemen um Striemen in seinen Geist rissen, daß er oft wünschte, er verlöre den Verstand, nur damit er auch seines unbarmherzig treuen Gedächtnisses ledig werde. Und die keine Ermüdung, nicht die schwerste Erschöpfung aller seiner Kräfte bannte; denn wenn schon sein Körper dem Schlummer und seiner Gewalt verfiel, dann standen sie spukhaft lebendig in seinen Träumen wieder auf und quälten und ängsteten ihn, daß der Schlaf schier ärger war als das Wachen. Und doch, leicht möglich, daß Georg minder brutal gewesen wäre, minder gewaltsam auf seines Bru-

ders Versunkenheit eingestürmt hätte, hätte er gesehen, wie der von verhohlener Wut Uebermannte einmal einen gewaltigen Prügel zerbrach wie ein dünnes Rohr.

VIII

Dieses eine Mittel schien Frau Mariannen aus der Wirrnis führen zu können, in die sie und ihr Haus jäh geraten war.

Niemand hängt mehr und mit innigerer Neigung an seinem Boden, als der deutsche Bauer. Fast nie entäußert er sich in dieser Gegend seines Besitzes, und selbst unter den Aermsten ist Auswanderung ein ungekannter Begriff. Frau Marianne aber entschloß sich dazu. Der Rest ihrer Habe genügte, nun Gustav den Gedanken an Verehelichung so schroff zurückgewiesen hatte, keineswegs dazu, sich im Kuhlande anzusiedeln; aber überm Ozean mochte er dazu reichen. Ohnedies war ihr der Aufenthalt in der Heimat verleidet; eine ebenbürtige Frau fand Georg einmal nicht, und ihr Bauernstolz empörte sich dagegen, mit einer Schwiegertochter zu wirtschaften, die nicht in den Rahmen dieses Hauses und seiner Vergangenheit paßte. Sie sprach mit niemand von ihrem Plane; sie kündigte die Gelder, die ihr noch bei der Sparkasse ausstanden, und traf in gewohnter geräuschloser Betriebsamkeit ihre Vorbereitungen.

Nur vor einem Tage bangte Frau Mariannen noch: beim Erntefeste konnten die Geschwister aneinander geraten. Im Hause wußte sie die Feinde unbemerkt und

geschickt einander fernzuhalten; hier aber konnte sie nicht zugegen sein. Und dabei war keine Aussicht, das Fest zu hintertreiben; denn der Bauer veranstaltet es ja nicht für sich, der Tag gehört den Leuten, die sich das ganze Jahr in seinem Solde plagten. Gustav aber bestand, ihren Bitten zum Trotze, mit seltsamer Hartnäckigkeit darauf, hinüberzugehen. Wollte er den Becher der Demütigung zur Neige leeren und sich öffentlich in seiner unwürdigen Dienstbarkeit zeigen? Frau Marianne glaubte es. Oder wähnte er, man könne sein Fernbleiben als Mangel an Mut ausdeuten? Ihr bangte vor diesem Abende, zumal mehrfache Anzeichen darauf hinwiesen, wie die Erstarrung Gustavs zu weichen beginne. Die mindeste Erschütterung aber konnte, ja mußte bei der Fülle des Grolles, der in ihm schlief, verderblich und verderbenbringend werden.

Hatte Gustav sein Aeußeres in letzter Zeit vernachlässigt, an diesem Tage putzte er sich mit einer gewissen Beflissenheit. Frau Marianne sah ihm nach, wie er langsamen Schrittes zur Scheune hinüberging. Das Gewand, das er trug, war ihm etwas zu enge; aber eben dadurch wurde sein prächtiger Körperbau erst recht hervorgehoben. Er trug sein Haupt leicht gesenkt, daß ihm das schlichte Blondhaar verdüsternd in die hohe Stirne fiel; seine Bewegungen waren langsam, aber voll schwerfälliger Kraft. Zwar lag sein Auge tief und verschleiert in den von dichten Brauen umschatteten Höhlen; aber wenn er es aufschlug, dann leuchtete es machtvoll. In der Hand, der die rauhe Bauernarbeit noch nicht ganz die alte Feinheit hatte rauben können, trug er den schweren Ebenholzstock, mit Elfenbeinknauf

geziert; die einzige Erinnerung an seine Burschenzeit, heute zugleich eine Mahnung, wie er nicht des Tanzes oder der Unterhaltung halber zum Feste gehe. Unter dem Hoftor aber stand die Mutter und sah die geliebte Gestalt langsam im Dunkel der Nacht entschwinden. Fast erschien es ihr für immer.

Die große Tenne der Erbrichterei war aufgeputzt und so gut als möglich hergerichtet worden. Immerhin genügte der Schmuck an Blumen und Fruchtgewinden nicht, den Raum ganz des kahlen und ungemütlichen Aussehens zu entkleiden.

Auch die Gesellschaft war bunt zusammengewürfelt. Es waren meist Knechte, die einer kameradschaftlichen Einladung gefolgt waren, sich eines lauten Tones beflissen und eine gezwungene Heiterkeit zur Schau trugen. Zu wirklicher hatten sie noch zu wenig getrunken. Einige wenige Bauernsöhne waren da, Georgs intimste Freunde und beständiger Umgang. Und jenes Mädchen, das Gustav bei seiner letzten Heimkehr in der Maut bemerkt hatte, die Tochter des Mautjuden. Diese und ihre Mutter hatte irgend ein Mädchen mitgebracht.

Einen Mangel aber konnte kein Lärmen der Knechte und kein überlautes Lachen der Burschen verdecken. Nicht ein Großbauer war erschienen; was von älteren Leuten da war, das waren herabgekommene Häusler, die dem reichgedeckten Tische alle Ehre antaten und die Possen der Bauernsöhne pflichtschuldigst belachten. Aber selbst die bemerkten es mißfällig: schon ging es ans Tanzen, und noch war niemand vom Hause gekommen, um pflichtmäßig zum Essen und Trinken anzueifern.

Und doch erschien es undenkbar, daß Georg die lange ersehnte erste Gelegenheit, den Wirt und Schulzen öffentlich herauszukehren, ungenützt werde verstreichen lassen.

Endlich erschien Gustav; er begrüßte niemanden besonders, aber was zur Erbrichterei gehörte, bot ihm freundlich bescheidenes Willkommen. Viele Männergestalten, arbeitskräftig und arbeitsverschönt, waren hier versammelt; aber er fiel unter allen auf. Und manche hübsche Dirne gestand es sich, daß ihn eigentlich selbst seine Traurigkeit ganz gut kleide, und wünschte sich, diese beseitigen zu können. Gefüllte Krüge wurden ihm entgegengehalten; es kam von seinen nunmehrigen Kameraden, und es wäre unschicklich, ja eine Beleidigung gewesen, nicht Bescheid zu tun. Das ungewohnte Getränk! Anfangs machte er bescheidene, dann immer durstigere Züge.

Als der Tanz begann, traf es sich, daß das Mädchen von der Maut auch keinen Teil daran nehmen konnte. Ein Verwandter war ihr kürzlich weggestorben. Nach so langer Zeit der Schweigsamkeit fühlte Gustav das Bedürfnis, sich auszusprechen. Auch hatte ihm das Bier die Zunge gelöst. Es war ein stilles Mädchen, bei aller Bescheidenheit von höherer Bildung, als die anderen Anwesenden alle, und von wohltuendem Maße und angenehmer Ruhe. Gustav verwunderte sich, wie dieselben Verhältnisse zwei Wesen so grundverschiedener Art reifen konnten, wie Fanny und dieses still resignierte Geschöpf, das nur seinen Eltern lebte und freud- wie wunschlos verblühte.

Es ward schwül in der Tenne; des Augusttages Hitze

Tage nach seiner Abreise wieder heimgekehrt am runden Tisch des Gesindezimmers sitzen sah, der sich willig der Dienstbarkeit seines Bruders unterwarf, aus dessen Mund nie ein Wort der Klage, aber auch nie ein Lachen kam. Dem keine Arbeit zu groß und keine Beschimpfung zu schwer erschien, so viele deren auch Georg über ihn häufte.

An einem Regentage war er heimgekommen; überreif war das Getreide und die Gefahr nahe, daß es auf dem Halme verderbe, oder das Gras sauer werde. Er hatte es stumpfsinnig gesehen; ihm war ja kein Anteil daran. Nur als der einsame Wanderer am Mauthause vorbei kam, da zog er den Hut tiefer ins Gesicht. Ungesehen und unerkannt kam Gustav Lohner zum zweitenmale heim.

Aber nicht seines Fleißes, nicht seiner Unterwürfigkeit konnte Frau Marianne froh werden. Ihr schien es, als sei ihm die Arbeit bloß ein Mittel, um schrecklicher Gedanken los zu werden. Und manchmal loderte es in Gustav bei einer besonders rücksichtslosen Beschimpfung des Bruders doch wieder auf; jäh und blitzartig rasch verlöschend. Ein unheimliches Bangen beschlich dann Frau Mariannen; ein ähnliches Gefühl, wie es der Feuerwärter hat, wenn er die Platten des Dampfkessels rot glühen sieht, ohne daß auch nur ein Dampfwölkchen sich zeigt; denn er weiß dann, daß es bloß des mindesten Anstoßes, der geringsten Erschütterung bedarf, um die schrecklichste Explosion zu erzeugen. Allnächtig hörte sie seinen schweren Tritt mechanisch gleichmäßig durch sein Zimmer hallen; er aß kaum, er schlief nicht, und er schwieg.

Freilich, eine ungünstigere Zeit zur Heimkehr hätte er auch kaum wählen können. Jedes Schicklichkeitsgefühles vergessend, war Georg unmittelbir nach dem Tode des Vaters auf die Freite gegangen; nicht die mindeste Aussicht auf einstiges Besitztum sollte dem „Bettler" bleiben. Mit dem unverhohlensten Korbe war er heimgesendet worden. Man könne dem kein Mädchen aus anständigem Hause geben, der den Bruder solchergestalt betrogen habe. Er war aufgefahren. „Mir das? Dem Lohner aus Kunzendorf?" Und der Bauer hatte geantwortet: „Nicht dem Erbrichter Lohner, dem Georg Lohner gilt das." Diesen Schimpf, die gesellschaftliche Acht, die ihn aus dem Kreise seiner Standesgenossen, der Großbauern, ausschloß und auf den Umgang mit allerlei Gesindlein beschränkte, die immer noch ungeminderte Achtung, mit der die Knechte Gustav begegneten, hatte er an ihm heimzuzahlen und beschloß er ihn, alles Bittens der Mutter ungeachtet, entgelten zu lassen.

Frau Marianne aber gab immer noch nicht alle Hoffnung auf. Sie wünschte beinahe, Gustavs Erstarrung möchte noch einige Zeit andauern. Es gab genug reiche Erbtöchter im Gau, und wo die Schulzin anklopfte, da war sie sicher, keine Abweisung zu empfangen. Aber als sie zu Gustav von dieser Absicht sprach, da sprach er ein entschiedenstes Nein. Sie verstand wohl, warum; er fühlte sich einer ehrlichen Frau unwürdig, und dieser Zug machte ihn ihr wieder lieber. Aber die Schamröte seiner Wangen, die mächtigere Unruhe der folgenden Nächte konnte sie nicht ausdeuten, und er — er wäre vor Scham vergangen, wenn er davon, von der

tiefsten Demütigung, die ihm widerfahren, hätte erzählen müssen.

Es war an einem der ersten Tage seines letzten Wiener Aufenthaltes. Der drängendste Teil seiner Schulden war beglichen; einen Brief an die Mutter hatte er begonnen, worin er ihr mitteilte, was geschehen war, und ihren Rat für die Zukunft einholte.

Der Brief wurde nicht abgesendet, nicht einmal beendet. Bei den Worten: „Nun rate, Mutter!" war er abgebrochen geblieben.

Er war in den Volksgarten gegangen. Da hörte er auf einmal seinen Namen von einer bekannten Stimme nennen, auf seine Schulter legte sich eine feine Hand, neben ihm stand Fanny.

Fanny war schöner geworden, wie es ihm schien. Ihr Auge war leuchtender als je, ihr schöner Körper hatte an Fülle gewonnen, reiches Gewand umgab ihn, und kostbare Kleinode blitzten in ihrem Ohr und an der Schließe ihres Jäckchens. Zwanglos setzte sie sich neben ihn, anmutig und heiter begann sie ihrer Freude, ihn wiederzusehen, Worte zu leihen. Es hörte sich ihr so gut zu; ihre Ausdrucksweise war so gewählt, und wenn sie einmal hellauf lachte, klang es so frisch. — Aber freilich war der Grundton ihrer Rede nicht der heiterste; Friedrich v. Eck war verreist, um eine neue ihm zugefallene Erbschaft zu beheben. „Du hast doch wohl auch geerbt, oder nicht?" Es sei ihr gar so einsam jetzt, nun sie Gesellschaft gewöhnt sei. — Zumal jener schönen Abende am Anfange ihres Aufenthaltes in Wien gedenke sie sehnsüchtig. „Erinnerst du dich?" Es sei ihr gar so entsetzlich, an Friedrich v. Eck gebunden zu sein;

diese lebendige Mahnung an den Tod, der Tag für Tag nachrechne, wie viel von jener Frist, die er noch zu leben habe, bereits verstrichen sei. Und sie schalt seinen Egoismus, mit dem er sein ganzes Vermögen verschleudere, nur damit niemand ihn beerbe. Nur die Originalität seiner Werbung, die offene Erklärung, mit der er vor sie hintrat: er wisse, er habe höchstens noch fünf Jahre zu leben, ob sie ihm helfen wolle, diese genießend hinzubringen, habe sie bestochen. Und vor ihm, der ihr immer unendlich lieber gewesen sei, vor ihm habe sie sich damals gefürchtet. „Aber du bist jetzt wohl toleranter geworden, Gustav?"

Von ferne her klang die Musik rauschend und berauschend. Er sprach fast nicht ein Wort, er hörte nur zu, er betrachtete nur die reizenden Bewegungen ihrer vollen Gestalt und jenes Lächeln, das zeitweilig um ihre Lippen spielte; kaum verzog es den Mund, nur die spitzen weißen Eckzähne zeigte es und wetterleuchtete um die Augen herum; und doch war es so schwül und verheißend, wie das Parfüm, das ihrem Kleide entströmte, nun sie sich erhob, es zurechtstrich und ihn dabei fragend ansah: „Du begleitest mich doch mindestens, Gustav?"

Er legte ihren Arm gehorsam in den seinen; seine Mutter war vergessen und jenes Versprechen, das er gegeben hatte, nimmer wieder sich diesem Weibe zu nähern. Ganz andere Dinge noch wären ihm entfallen in jener kleinen Wohnung am Ring, die sie bewohnte und die der feinste Geschmack eines vollendeten Lebemannes eingerichtet hatte, in jenem Schlafzimmer, das Tag und Nacht das gleiche, ungewisse, rosige Licht durchflutete. Es war der alte Zauber, der ihn umfing; so stark, daß

er vor diesem Weibe hinstürzte und es beschwor, alles zurückzulassen und ihm zu folgen in die neue Welt, ein frisches Leben zu beginnen, wie er ein neues beginnen wolle.

Sie beugte sich zu dem Knieenden und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er war aufgesprungen; die Schamröte stieg ihm damals ins Gesicht, wie heute, wenn er jener tiefsten Demütigung dachte und des Zorneswortes „Dirne!“ das er dem Mädchen ins Gesicht geschleudert. Ihm wagte man einen solchen Antrag zu stellen! Er, Gustav Lohner, sollte die Rolle des zweiten Liebhabers spielen, sich zu dem Mädchen schleichen, wenn ihr rechtmäßiger Eigentümer nicht zu Hause war, und vor seinem Heimkommen zittern! Wie tief mußte er gesunken sein! Wie tief! Denn das Mädchen kannte ihn heute, wie sie ihn früher gekannt hatte. War er wirklich keiner besseren Achtung mehr wert? So sehr auf eine Stufe mit Fanny Bermann gesunken, daß er nichts Besseres verdiente, als von einer Dirne behandelt zu werden, wie ihresgleichen? Damals war aber auch das Wort in ihm erklungen: „Wer sich nicht selbst meistern kann, der suche einen Meister, je strenger, desto besser,“ und der Entschluß war in ihm gereift, heimzukehren und das schwerste Kreuz auf sich zu nehmen: das Joch eines Bruders, den er von frühester Kindheit an gehaßt, mit dem er in allem rivalisiert: siegreich um die Liebe der Eltern und eines Mädchens, für immer unglücklich im Kampfe ums Dasein.

Es war Wettrenntag gewesen, als er von der Stätte seiner Jugendkraft schied. Er hatte sein Burschenband zerrissen, aus dem Buche seiner Verbindung hatte er

seinen Namen löschen lassen. Niemand sollte des unseligen Menschen fürder gedenken, der seinerzeit eine Rolle in der Wiener Studentenschaft gespielt hatte, und dessen Name für immer verschwunden und vergessen sein sollte. Wagen rollten durch die Praterstraße, als er sie, gesenkten Hauptes, seine wenigen Sachen in der Hand, durchschritt. Und als er am Praterstern eine kurze Weile Rast hielt, da fuhr auch *sie* an ihm vorbei. An der Seite Friedrichs v. Eck saß Fanny; ihr Auge schweifte stolz und im Bewußtsein erreichten Strebens leuchtend über das Gewimmel der Fußgänger, und auch über den blassen Mann, der die Hand ingrimm- und schmerzvoll auf die Brust preßte.

Konnte Gustav davon der Mutter sprechen? Konnte er? Ihre ärgsten Befürchtungen konnten nimmer an das hinanreichen, was wahr, erlebt, tatsächlich war. An jene Geschehnisse, die ihn auch in der Erinnerung nimmer losließen, die unablässig wie aufgescheuchtes Nachtgevögel sein Haupt umschwirrten. Die ihn zur Arbeit trieben, unbarmherziger als es die Peitsche des Sklavenvogtes hätte tun können, die Striemen um Striemen in seinen Geist rissen, daß er oft wünschte, er verlöre den Verstand, nur damit er auch seines unbarmherzig treuen Gedächtnisses ledig werde. Und die keine Ermüdung, nicht die schwerste Erschöpfung aller seiner Kräfte bannte; denn wenn schon sein Körper dem Schlummer und seiner Gewalt verfiel, dann standen sie spukhaft lebendig in seinen Träumen wieder auf und quälten und ängsteten ihn, daß der Schlaf schier ärger war als das Wachen. Und doch, leicht möglich, daß Georg minder brutal gewesen wäre, minder gewaltsam auf seines Bru-

ders Versunkenheit eingestürmt hätte, hätte er gesehen, wie der von verhohlener Wut Uebermannte einmal einen gewaltigen Prügel zerbrach wie ein dünnes Rohr.

VIII

Dieses eine Mittel schien Frau Mariannen aus der Wirrnis führen zu können, in die sie und ihr Haus jäh geraten war.

Niemand hängt mehr und mit innigerer Neigung an seinem Boden, als der deutsche Bauer. Fast nie entäußert er sich in dieser Gegend seines Besitzes, und selbst unter den Aermsten ist Auswanderung ein ungekannter Begriff. Frau Marianne aber entschloß sich dazu. Der Rest ihrer Habe genügte, nun Gustav den Gedanken an Verehelichung so schroff zurückgewiesen hatte, keineswegs dazu, sich im Kuhlande anzusiedeln; aber überm Ozean mochte er dazu reichen. Ohnedies war ihr der Aufenthalt in der Heimat verleidet; eine ebenbürtige Frau fand Georg einmal nicht, und ihr Bauernstolz empörte sich dagegen, mit einer Schwiegertochter zu wirtschaften, die nicht in den Rahmen dieses Hauses und seiner Vergangenheit paßte. Sie sprach mit niemand von ihrem Plane; sie kündigte die Gelder, die ihr noch bei der Sparkasse ausstanden, und traf in gewohnter geräuschloser Betriebsamkeit ihre Vorbereitungen.

Nur vor einem Tage bangte Frau Mariannen noch: beim Erntefeste konnten die Geschwister aneinander geraten. Im Hause wußte sie die Feinde unbemerkt und

geschickt einander fernzuhalten; hier aber konnte sie nicht zugegen sein. Und dabei war keine Aussicht, das Fest zu hintertreiben; denn der Bauer veranstaltet es ja nicht für sich, der Tag gehört den Leuten, die sich das ganze Jahr in seinem Solde plagten. Gustav aber bestand, ihren Bitten zum Trotze, mit seltsamer Hartnäckigkeit darauf, hinüberzugehen. Wollte er den Becher der Demütigung zur Neige leeren und sich öffentlich in seiner unwürdigen Dienstbarkeit zeigen? Frau Marianne glaubte es. Oder wähnte er, man könne sein Fernbleiben als Mangel an Mut ausdeuten? Ihr bangte vor diesem Abende, zumal mehrfache Anzeichen darauf hinwiesen, wie die Erstarrung Gustavs zu weichen beginne. Die mindeste Erschütterung aber konnte, ja mußte bei der Fülle des Grolles, der in ihm schlief, verderblich und verderbenbringend werden.

Hatte Gustav sein Aeußeres in letzter Zeit vernachlässigt, an diesem Tage putzte er sich mit einer gewissen Beflissenheit. Frau Marianne sah ihm nach, wie er langsamen Schrittes zur Scheune hinüberging. Das Gewand, das er trug, war ihm etwas zu enge; aber eben dadurch wurde sein prächtiger Körperbau erst recht hervorgehoben. Er trug sein Haupt leicht gesenkt, daß ihm das schlichte Blondhaar verdüsternd in die hohe Stirne fiel; seine Bewegungen waren langsam, aber voll schwerfälliger Kraft. Zwar lag sein Auge tief und verschleiert in den von dichten Brauen umschatteten Höhlen; aber wenn er es aufschlug, dann leuchtete es machtvoll. In der Hand, der die rauhe Bauernarbeit noch nicht ganz die alte Feinheit hatte rauben können, trug er den schweren Ebenholzstock, mit Elfenbeinknauf

geziert; die einzige Erinnerung an seine Burschenzeit, heute zugleich eine Mahnung, wie er nicht des Tanzes oder der Unterhaltung halber zum Feste gehe. Unter dem Hoftor aber stand die Mutter und sah die geliebte Gestalt langsam im Dunkel der Nacht entschwinden. Fast erschien es ihr für immer.

Die große Tenne der Erbrichterei war aufgeputzt und so gut als möglich hergerichtet worden. Immerhin genügte der Schmuck an Blumen und Fruchtgewinden nicht, den Raum ganz des kahlen und ungemütlichen Aussehens zu entkleiden.

Auch die Gesellschaft war bunt zusammengewürfelt. Es waren meist Knechte, die einer kameradschaftlichen Einladung gefolgt waren, sich eines lauten Tones beflissen und eine gezwungene Heiterkeit zur Schau trugen. Zu wirklicher hatten sie noch zu wenig getrunken. Einige wenige Bauernsöhne waren da, Georgs intimste Freunde und beständiger Umgang. Und jenes Mädchen, das Gustav bei seiner letzten Heimkehr in der Maut bemerkt hatte, die Tochter des Mautjuden. Diese und ihre Mutter hatte irgend ein Mädchen mitgebracht.

Einen Mangel aber konnte kein Lärmen der Knechte und kein überlautes Lachen der Burschen verdecken. Nicht ein Großbauer war erschienen; was von älteren Leuten da war, das waren herabgekommene Häusler, die dem reichgedeckten Tische alle Ehre antaten und die Possen der Bauernsöhne pflichtschuldigst belachten. Aber selbst die bemerkten es mißfällig: schon ging es ans Tanzen, und noch war niemand vom Hause gekommen, um pflichtmäßig zum Essen und Trinken anzueifern.

Und doch erschien es undenkbar, daß Georg die lange ersehnte erste Gelegenheit, den Wirt und Schulzen öffentlich herauszukehren, ungenützt werde verstreichen lassen.

Endlich erschien Gustav; er begrüßte niemanden besonders, aber was zur Erbrichterei gehörte, bot ihm freundlich bescheidenes Willkommen. Viele Männergestalten, arbeitskräftig und arbeitsverschönt, waren hier versammelt; aber er fiel unter allen auf. Und manche hübsche Dirne gestand es sich, daß ihn eigentlich selbst seine Traurigkeit ganz gut kleide, und wünschte sich, diese beseitigen zu können. Gefüllte Krüge wurden ihm entgegengehalten; es kam von seinen nunmehrigen Kameraden, und es wäre unschicklich, ja eine Beleidigung gewesen, nicht Bescheid zu tun. Das ungewohnte Getränk! Anfangs machte er bescheidene, dann immer durstigere Züge.

Als der Tanz begann, traf es sich, daß das Mädchen von der Maut auch keinen Teil daran nehmen konnte. Ein Verwandter war ihr kürzlich weggestorben. Nach so langer Zeit der Schweigsamkeit fühlte Gustav das Bedürfnis, sich auszusprechen. Auch hatte ihm das Bier die Zunge gelöst. Es war ein stilles Mädchen, bei aller Bescheidenheit von höherer Bildung, als die anderen Anwesenden alle, und von wohltuendem Maße und angenehmer Ruhe. Gustav verwunderte sich, wie dieselben Verhältnisse zwei Wesen so grundverschiedener Art reifen konnten, wie Fanny und dieses still resignierte Geschöpf, das nur seinen Eltern lebte und freud- wie wunschlos verblühte.

Es ward schwül in der Tenne; des Augusttages Hitze

wirkte nach. Die Fiedel des tauben Geigers quiekte schrill, die Lichter flackerten unruhig und beweglich. Als wolle er alles Versäumte nachholen, so viel und heftig sprach Gustav. Zwischendurch ging er zur Biertonne und leerte Glas um Glas; ihm ward wirblich und unruhig zumute, wenn er die Paare sich mit festem, taktgerechtem Aufsetzen der Füße vorbeibewegen sah.

Niemand fragte nach Georg. Da hörte Gustav plötzlich durch all das Lärmen die Stimme des Bruders und seine laute Lache: „Hoho! schon wieder bei der Jüdin!"

Das Blut schoß ihm ins Gesicht; er richtete sich unwillkürlich straffer auf. Aber jede Antwort zwängte er zurück.

An der Schwelle stand Georg. Langsam, mit unsicherem Schritte schob er sich vorwärts, das Gesicht gerötet, das Auge stier und vorgequollen, vom lärmenden Beifall der Genossen begrüßt. Er musterte die Gesellschaft hochmütig.

„Ich weiß eigentlich nicht, was er jetzt bei der Jüdin will. Freilich, bei Jüdinnen hast du immer Glück gehabt. Aber die andere war viel hübscher. Oder nicht, Gustav?" fuhr er höhnend fort.

Die Beleidigung, welche in diesen Worten für das stille Mädchen an seiner Seite lag, empörte Gustav. Aber er hatte Frau Mariannen sein Wort gegeben, keinen Streit zu veranlassen und auf keine Beleidigung zu erwidern. Dessen eingedenk bezwang er sich; er wandte sich und wollte durch die Hintertür ins Freie.

Jedes der Hohnworte Georgs fand lauten Widerhall bei seinem Anhange. Trunkenheit und die Sucht,

vor aller Welt seinen Sieg zu zeigen und auszunutzen, befeuerten ihn, rissen ihn immer weiter fort. „Du darfst bleiben!" rief er dem Gehenden nach. „Morgen kommt ohnedies wieder die Arbeit. Der ewige Müßiggang hat aufgehört. Hörst du nicht? Du sollst bleiben, sag' ich!"

Gustav blieb stehen. Der alte Zug der Apathie war aus seinem Gesichte gewichen; jähe Blässe und tiefe Röte wechselten in schreckhaftem Spiele darauf. Seine Hand umklammerte unwillkürlich in immer härterem Griffe seinen Stock, der Arm zuckte, und mit abgewendetem Auge sprach er: „Du bist betrunken, ich aber mag keinen Streit."

„Hoho!" lachte Georg wieder, „das mußt du freilich verstehen, ob jemand betrunken ist! Hast es ja in Wien studiert. Streit! Hat man je gehört, daß der Herr mit seinem Knechte rauft? Will der nicht parieren, so lehrt man's ihm — mit Schlägen. Komm her, oder du sollst es sehen."

Auch der letzte Schein von Farbe entschwand aus Gustavs Wangen bei dieser letzten, schwersten Beschimpfung. Es war totenstille geworden, die Tänzer hielten inne, und nur die Geige des tauben Jürgen, des Bettelmusikanten, schrillte. Langsam ging Gustav auf den Bruder los, und tonlos war seine Stimme: „So schlag zu!"

Georg wich zurück vor diesem Menschen mit dem gesträubten Haar und dem leichenfahlen Gesichte. Schreckhaft fiel allen die Aehnlichkeit der Brüder auf: beide gleich hochgewachsen und entstellt durch den Grimm. Nur daß der Georgs schon zu entweichen begann, während es in Gustav immer heftiger kochte und

lange gährender Groll jede Maske abwerfen und sich in schreckensvoller Unverhülltheit zeigen wollte.

„So schlag!“ klang es zum zweitenmale durch die Stille.

Wieder wich Georg. Wie ängstlich sah er sich um. Aber so jäh und unerwartet war das gekommen, was alle erwartet hatten, und mit solcher Spannung sahen sie zu! Es hielt sie, wie ein Bann. Kein Mensch hätte auch den Mut gehabt, da einzuschreiten. Höchstens eine; die aber durchwanderte ihr Zimmer voll stummer Bängnis.

Bis zur Mauer der Tenne war Georg zurückgewichen; hart hinter ihm drein Gustav. Sie standen einander so nahe, daß der keuchende Odem des einen die Stirne des anderen berührte. Zum drittenmale zischte es Gustav zwischen fest zusammengebissenen Zähnen hervor: „Schlag zu!“

Um Georg begann sich's zu drehen; sein Auge verschleierte sich, nur des Bruders Blick glühte sieghaft unheimlich durch den Flor; seinen Arm meinte er drohend erhoben zu sehen. Man sah, wie Georg schwerfällig die Hand erhob und sie wuchtig ins Gesicht des Bruders schlug, und dann hörte man einen wilden Schrei des Zornes und ihm unmittelbar folgend einen voll Angst und voll Schmerzes. Der Stock in Gustavs Hand zuckte und fiel jäh und mit furchtbarer Kraft auf die Stirne Georgs. Und drei schreckliche Töne vernahm er so unvermittelt und doch so deutlich. Der Elfenbeinknauf des Stockes sprang ab; das dicke Ebenholz zersplitterte mit gellem Tone. Und zwischendurch erdröhnte noch ein dritter Laut: so dumpf und doch bekannt — er wußte,

so bricht lebendiger Knochen. Er sah, wie Georg mit den Händen einen Stützpunkt suchte und fingernd in die Luft faßte; wie der schwere Körper langsam an die Mauer zurücksank und dann schwer und plump niederglitt. Auf dem gelben Lehmboden der Tenne zeichnete sich ein Kopf mit weit aufgerissenen Augen und einer schrecklichen Wunde an der Schläfe ab, gespenstig hervorgehoben und eingefaßt von einem Blutkreise, der stets wachsend ihn umsäumte.

Sein Zorn war jäh verflogen. Wilde Verstörung verdrängte ihn. Auch des tauben Jürgen Geige war verstummt; sie entfiel dem Spielmann mit wimmerndem, gewaltig vernehmlichem Tone. Ein wüstes Lärmen erhob sich, gellendes Durcheinanderschreien und abgerissene Angstrufe. Hände streckten sich nach ihm aus, bereit, ihn zu greifen; Gustav aber hörte nichts, er sah sie nicht, er spähte nach einer letzten Regung, einem letzten Heben der Brust. Dann kehrte er sich zu seinen Angreifern. Noch verfinsterte ein Abglanz der entsetzlichen Wut seine Stirne und glomm aus seinen Blicken, und bei dem Gedanken an die fürchterliche Kraft, deren schrecklichste Probe sie soeben erschaut hatten, wichen sie scheu und verschüchtert. Mit bloßem Kopfe, die Haare im Gesichte, auf der Wange das Mal von der Hand des Toten, in der geschlossnen Hand die Trümmer des Stockes, stürzte er in das Freie, dämonenhaft schier anzusehen. In ihm aber erklang der Fluch des Kain.

Man hob den toten Körper auf. Im Getümmel drängten sich Männer und Mädchen um ihn, der so entsetzlich schwer war. Die mächtigen Glieder waren plump wie Blei, das Auge unnatürlich aufgerissen; wie verstei-

nert lag der Ausdruck der letzten Angst auf dem Antlitz. Eine große Flocke geronnenen Blutes klebte an der rechten Schläfe, häßlich die schreckliche Wunde verhüllend. So trugen sie ihn; rings um ihn her war ein dumpfes Gebrause, aus dem manchmal der gellende Aufschrei einer Weiberstimme hervortönte. Durch den weiten Hof, an den gemauerten Stallungen, den übervollen Scheunen vorbei schleppten sie die Leiche, als wollten sie ihr ihren ganzen Besitz zeigen, zu ihrer Mutter.

IX

Das Lärmen des Festes und das Geräusch des Tanzes war bis in Frau Mariannens Einsamkeit gedrungen. Aufhorchend lauschte sie darauf. Die Stille, die eintrat, hatte sie befremdet, das jähe, wüste Geschrei, das sich dann erhob, erschreckt. Nun hörte sie, wie sich langsam plumpe Tritte ihrer Kammer näherten. Sie wollte ihnen entgegen; aber sie fühlte sich wie gefesselt und an die Scholle gebunden. Jeden Schritt vernahm sie deutlich auf dem Boden aufstampfen; so langsam und schwerfällig kam es näher, als trüge man behutsam etwas Gewichtiges. Ungestüm erfaßte sie ein Schrecken; alle entsetzlichen Möglichkeiten, die sich ereignet haben konnten, durchlief sie.

Sie war im Begriffe gewesen, sich zu Bette zu legen, und das ergraute Haar fiel lose über ihr Nachtgewand. Man pochte an die Tür, zaghaft; dann ward

sie von außen aufgestoßen, und eine Magd schrie: „Bäuerin, erschreckt nicht, wir bringen den Schulzen."

Sie wankte, wie jemand, den der unversehenste Stich ins Herz trifft. „Georg!" Sie stürzte sich über die Leiche. Sie fragte nicht, wie das gekommen war, blitzartig war ihr die Kenntnis dessen aufgegangen, was da geschehen. Sie hätte die Geschichte erzählen können, als wäre sie zugegen und Zeugin jedes Vorganges gewesen. Das also war das Ende aller ihrer Bemühungen und Opfer.

Aber nur einen Moment blieb sie fassungslos. Mochte ja sein, daß alle diese Leute lediglich das Mitgefühl hierher gebracht hatte; doch durften sie nicht Zeugen ihres Schmerzes werden. Ihres doppelten Leides; denn beide Söhne hatte ihr dieser eine Streich geraubt. Sie ließ die Leiche auf ihr Bett heben, dann wies sie alle vor die Tür. Allein und ungesehen hielt Frau Marianne die Totenwache.

Sie entkleidete den Toten; den gewaltigen Körper säuberte sie vom Blute, das am Hemde und an den Gewändern starrte, die Augen schloß sie ihm; mit dem Aufgebote aller ihrer Kraft löste sie die Fäuste, die der Todeskampf verkrampft hatte; dann fügte sie die Hände ineinander und tat ein Kreuz dazwischen hinein. Das Gerinnsel wusch sie von seiner Kopfwunde weg und strich das Haar verschleiernd zurecht, daß es das Schrecknis der tiefen Wunde verhülle, aus der sein Leben entflohen war. Dann entzündete sie die Totenlichter; jegliches bereitete sie, wie es der Brauch und die Sitte begehrten. Kein Laut entrang sich dabei ihrer Brust.

Stumm, wie geistesabwesend und mechanisch ver-

richtete Frau Marianne ihre Arbeit, und es war ein Anblick, wohl geeignet, ein Herz zu beklemmen, diese Mutter, die da so unhörbaren Schrittes beschäftigt war um den erschlagenen Sohn. Als sie aber fertig war, da brach sie in die Kniee: mit schwerem Falle stürzte sie am Bette nieder, daß ihr Haupt schütternd an das Gestelle schlug. Und sie stöhnte; nichts Menschliches hatte dieser Laut, der da ungehört verhallte.

Ihre Augen brannten, aber keine Träne kam in dieselben. Ein wühlender Schmerz lebte in ihrem Hirne, aber er war zu groß für Worte, zu neu und zu schrecklich, als daß sie hätte weinen können.

Sie erhob sich wieder; einen Tisch rückte sie vor das Bett, die alte Familienbibel legte sie darauf. Aber wo sie auch aufschlug, sie fand nur Zornesworte. Die Hände auf den Schoß gestützt, saß sie in stumpfem Brüten da, die Blicke auf den toten Sohn geheftet.

Er hatte ihr viel Herzeleid bereitet; es war kein guter Sohn gewesen; wo sie vermitteln wollte, da war er rauh dreingefahren. Aber es war einmal so seine Art. Und so lange er lebte, war noch immer Hoffnung da, er werde sich bessern, ändern. Gewiß; wäre nur jener ewige Haß nicht gewesen! Er war noch so jung. Und ihr unglücklich getreues Gedächtnis sammelte alle Beweise guter Veranlagung, die er je gegeben hatte, von Kindesbeinen auf; es waren nicht allzuviele, aber sie verdoppelten ihr Weh.

So unruhevoll war diese Nacht und so voll geheimer Stimmen! Die Linde klopfte gespenstisch an das Fenster, und unhörbaren Fluges schwebte eine Eule heran. Der Totenvogel schrie. Ein geheimnisvolles Rau-

nen ging durch das Tal, ein Wispern durch den Hof. Sie wußte nicht, waren es spukhafte Erzeugnisse ihrer überreizten Einbildungskraft, waren es Wirklichkeiten. Aber Gedanken kamen immer wieder und wollten sich nicht verscheuchen lassen, so trübselig, wie das nächtige Grauen. Angesichts des toten Sohne's ging die Mutter mit sich selbst ins Gericht, in ein strenges, unbarmherziges. Und sie fand gar vieles, was ihre Seele beschwerte.

Wer war denn Schuld daran, wenn Georg so wurde, wie er war? Warum war sie nicht den ersten Regungen seines Egoismus und seiner Roheit mit Entschiedenheit entgegengetreten, statt zu warten, bis sie, gewaltig überwuchernd, ihm alles entfremdeten? Sie hatte unmütterlich gehandelt; statt ihn erziehend zu bessern zu suchen, hatte sie sich von seinen Fehlern abstoßen lassen und ihr ganzes Herz dem anderen zugewendet. Aber sie hatte zwei Söhne gehabt und hätte beide mit gleicher Liebe umfassen sollen; daß sie es nicht vermochte, daß sie dem Jüngeren, Erbrechtsverkürzten eine Entschädigung durch das größere Ausmaß ihrer Neigung bieten wollte, das war ihre Schuld. Denn sie hätte die Pflicht gehabt, jeden Anstoß zum Zwiste sorglichst aus dem Wege zu räumen; statt dessen war sie selbst ein solcher geworden. Aber auch gegen Gustav hatte sie gefehlt; sie hätte ihm nicht hinterrücks die Stange halten, nicht den Plan des Gatten, der den Jüngeren frühzeitig an Gehorsam gewöhnen wollte, durchkreuzen sollen. An Heimlichkeiten hatte sie ihn gewöhnt; wunderte sie sich, wenn er das, was sie ihn dem Vater gegenüber gelehrt hatte, dann auch gegen sie übte? Sie wollte besänftigen und

vergaß, daß nichts mehr kränkt und erbittert, als das als Gnade zu empfangen, worauf man ein Recht zu haben vermeint. Sie hatte seinen Leichtsinn unterstützt; über Nacht wird niemand zum Lumpen, in dem der Keim dazu nicht von altersher steckte. Viel früher hätte die Sache ein Ende nehmen, noch bei Lebzeiten des Schulzen hätte Gustav heimkehren müssen, ohne jene Geldsendungen nach Wien, die von ihr ausgingen. Und auch jenes Tages gedachte sie, da die kleine Jüdin das erstemal die Schwelle der Erbrichterei überschritt und sie ihr mit Freundlichkeit begegnete. Sie selbst hatte das Verderben in ihr Haus geführt. Staunte sie dann, wenn es sie verschlang?

Allerdings bei all dem hatte sie nichts geleitet, was verwerflich oder unlauter gewesen wäre. Das Wohlwollen ihres Herzens hatte ihre Nachgiebigkeit gegen Gustav, ihre Freundlichkeit gegen das arme Judenkind verursacht. Aber Schwäche einer Mutter ist Sünde, und zwar die allerärgste. Wer fragt nach den Motiven, wenn das Resultat so erschrecklich gen Himmel schreit? Hätte sie die Kraft nur gehabt, früher ebenso strenge gegen andere zu sein, als sie es nun gegen sich selbst geworden war.

Einer ihrer Söhne war tot. Unglück genug für eine Mutter. Er hatte ein jähes Ende gefunden, wo er Lustbarkeit suchte. Aber dies war nicht genug des Leidens für Frau Marianne, der erst angesichts der Leiche ihr ganzer Verlust klar, der ganze Umfang der Liebe offenbar geworden war, die sie für ihn gehegt hatte. Wie war er überdies gestorben? Durch Bruderhand; und dieser eine Schlag hatte mörderisch drei

Leben zernichtet. Und dieser Sohn, der geliebtere, war nun ausgestoßen und ein heimatloser Flüchtling!

Sie kniete nieder und betete. Nicht um Glück, denn selbst den Glauben daran hatte sie verloren. Eine bescheidenere Bitte war es, die sie an den Höchsten richtete. Sie wollte den einen Sohn, der ihr noch geblieben war, noch einmal wiedersehen. Zwar, sie wußte noch nicht, was sie dann tun würde. Aber wie ihr der Gedanke an ihn im höchsten Kummer gekommen war und wie ihr die Sorge um ihn die verlorene Kraft zum Gebete wiedergab, so werde ihr sonder Zweifel die Liebe zu ihm auch das rechte Wort auf die Zunge legen. Es waren gewaltige Dämonen, die ihres Sohnes Geist beherrschten und sein Herz von dem ihren gerissen hatten. Sie aber wollte den Kampf mit ihnen bestehen, mit hartem und mit gutem Worte, mit der Liebe und mit der Autorität einer Mutter. War das, was sie verschuldet hatte, auch unmöglich mehr gut zu machen, war das Gebäude gleich krachend zusammengefallen, das ihren Stamm Jahrhunderte schützend beherbergt hatte — was irgend menschenmöglich aus dem Einsturze zu retten war, das wollte sie bergen.

X

Der Hof erwachte. Vom Fenster her zuckten unruhige Lichter glitzernd über den Mann hin, der für immer ruhig geworden war; die Kühe in den Ställen bewegten sich heftig hin und her, die Pferde arbeiteten

an ihren Fesseln. Zum erstenmale in ihrem Leben hörte Frau Marianne dies dumpfe Brüllen und dies helle Gewieher teilnahmlos. Sie wartete.

In ihr Sinnen versunken, hatte sie nicht bemerkt, wie sich die Tür leise in ihren Angeln drehte. Da vernahm sie gedämpften Schritt. Sie sah auf — ein erbarmungswürdiger Mensch stand im Zimmer. Fahl wie Asche die eine Wange, die andere heftig glühend, den Tau der Nacht im Haare und Schmutzflecken am Gewande, das Auge fieberisch leuchtend und die Brust in heftigst ungleichmäßiger Arbeit, in der Hand jenen zerbrochenen Stock. Das war Gustav.

Sie aber empfand nicht das Häßliche seiner Erscheinung, die Verstörtheit seines Wesens. Sie sah nur, daß ihr Sohn noch lebte, aus den Schrecknissen dieser Nacht gerettet war. Nun galt es, sich ihn zu retten und zu erhalten. Sie winkte ihm, näher zu treten; die schlaflose Nacht, der Kummer und nun Gustavs unerwartetes Kommen hatten sie zu müde gemacht. Er aber deutete auf das Bett. Sie verstand ihn; schweigend nahm sie eine Decke und breitete sie über den Toten.

Und nun begann dieses Gespenst, das ihres Sohnes Züge trug, zu sprechen. Mit einer Stimme, heiser und markdurchdringend und durch den Flüsterton nur angstgeschärftem Mutterohre verständlich, forderte es Geld. Er wolle fliehen, nach Amerika.

Sie stand auf; mühselig sich dabei stets am Tische festhaltend, ging sie auf den großen Wandschrank zu. Sie öffnete eines seiner Fächer und deutete auf das wenige Geld, das darin lag. Das möge er nehmen.

Er stöhnte auf: „Das ist zu wenig, Mutter, ist viel zu wenig!"

Sie zuckte die Achseln: „Ich habe nicht mehr."

Die heftigste Angst erschütterte seine Gestalt, erpreßte ihm Tränen: „Hilf mir, Mutter, sonst fangen sie mich und hängen mich auf! Hilf mir! Hilf mir!"

Sie legte nach langem Suchen allerlei Schmuck dazu; Korallenschnüre, goldene Dukaten an Henkeln, ihrer Söhne Tauf- und Firmpfennige, Silberzeug und einige Ringe; selbst den Trauring streifte sie vom Finger und tat ihn dazu. „Das nimm." Aber auch dann erschien es ihm zu wenig. In hilfloser Not beugte er sich darüber, heftig bebend. Und dabei stieß er an die Familienbibel. Der leichte Tisch, auf dem sie lag, kam ins Wanken, mit dumpfem Ton fiel das heilige Buch zu Boden. Erschreckt sah er sich um; dann aber, so stark war selbst in dieser Stunde noch seine Verehrung davor, bückte er sich und wollte den Folianten aufheben.

„Laß sie liegen!" befahl Frau Marianne.

Der Ton ihrer Stimme klang hart wie Metall. Er blickte sie mit dem scheuen Blicke seiner Kindertage an; so gebietend erschien ihm ihr Gesicht wieder, aus dem jede Spur von Ermüdung einem herben, befehlenden Zuge gewichen war. Stolz und aufrecht stand sie da.

„Warum, Mutter?"

Sie schöpfte Atem. Etwas war ihr gelungen. Er konnte auch schon an anderes denken als an seine Todesangst. Langsam und gemessen, Wort um Wort abwägend, sprach sie dann: „Seit bald zweihundert Jahren ist dieser Hof in unserer Familie; seit bald zweihundert Jahren, seit dem großen Kriege vielleicht, hat auch jeder

Lohner in dieses Buch die Namen seiner Kinder eingeschrieben, einen frommen Spruch dazusetzend. Vor vierundzwanzig Jahren tat es dein Vater selig zum letztenmal. Wenige Blätter sind noch übrig; die laß mich ausreißen. Denn ich will nicht die Chronik beschließen, indem ich einschreibe: „Der letzte Lohner erschlug seinen Bruder wie Kain und enfloh unstet und flüchtig wie Kain."

„Du sprichst hart, Mutter!" stöhnte er.

„Verdienst du es anders? Du hast den Mut gehabt, deinen Bruder, meinen Sohn, wie du es bist, zu erschlagen. Nun aber willst du entfliehen, feige, wie ein Dieb! Wohin? Wirst du den Tag je loswerden? Du bist nicht katholisch, du wirst keinen Priester finden, der deine Beichte hört und dich losspricht von deiner Schuld. Du hast keinen Mittler zwischen Himmel und Erde, der für dich Fürbitte beim Höchsten einlegt. Keine Gnadenmutter hast du zu erwarten. Wirst du je arbeiten, wirst du je schlafen können? Du hast als Flüchtling kein Mittel mehr, dich zu entsühnen, aber drei furchtbare Richter: den in dir, den auf Erden und den über dir. Und sie werden dich finden, Gustav, alle drei werden dich finden!"

Sie konnte nicht mehr stehen; schwer sank sie in einen Sessel, ihr Gesicht aber blieb gleich ehern. Wie ein Richter erschien sie Gustav, wie die Verkörperung seines Gewissens. Zu ihren Füßen brach er zusammen; sein Gesicht barg er zwischen den Händen, und in ein jammervolles Weinen, das sie im Tiefsten bewegte, brach er aus. „Was soll ich tun, Mutter? Rate mir, was soll ich tun?"

Sie hob seinen Kopf sanft auf ihren Schoß, die Hand legte sie auf sein Haar und beugte sich zu ihm herab; flüsternd fuhr sie dann fort: „Sie werden dich hängen, hast du gesagt. Das ist nicht wahr. Wegen eines Totschlags, nach schwerster Beleidigung, im ungeheuersten Jähzorn begangen, ist noch kein Mensch zum Tode verurteilt worden. Aber selbst, wenn, nimm das Aergste: hast du nicht öffentlich und ungeheuer gesündigt und bist du so verstockt, daß du nicht einsiehst, wie auch die Strafe öffentlich und ungeheuer sein muß? Ist es nicht besser, seine Strafe zu erleiden, als in sich das Bewußtsein herumzutragen, man sei ihr entlaufen? In jedem Menschen einen Häscher zu sehen, der nur den unbewachten Augenblick erspäht, nur auf das verräterische Wort lauert, um einen dem Gerichte zu übergeben? Sie haben dich mir arg vertauscht gegen früher; aber du warst offenherzig und kannst dich nicht so sehr verändert haben, daß du dir die Kraft zutraust, ein schreckliches Geheimnis ewig in dir zu verbergen, die aber, dein Urteil und deine Buße auf dich zu nehmen, nicht. Das war deine Heimat. Wie wirst du daran zurückdenken können? Jeder deiner Ahnen, die hier begraben liegen — es ist keiner unter ihnen, der nicht ein Ehrenmann war! — ist nunmehr dein Ankläger geworden, der du ihren makellosen Namen — der erste! — befleckest und dich selbst weigerst, dich und deinen Stamm zu entsühnen!"

Es ward eine Weile totenstille im Gemache. Nur der schwere Atem einer Frau, die angstvoll auf Entscheidung harrte, und Gustavs leises Weinen waren vernehmlich. Endlich sprach er: „Wir haben Sünde auf

Sünde gehäuft, Mutter! Und du allein warst die Reine, du allein hast gehandelt, wie es Gott begehrt und sein Gesetz. Entscheide du denn!"

Eine feine Schamröte stieg ihr ins Gesicht. „Sprich nicht so, Gustav! Auch ich habe gesündigt; wie viel und wie schwer, diese Nacht hat es mir gezeigt. Und selbst meine Kraft war vielleicht sündig; ich weiß nicht, ob ich sie auch gehabt hätte, wärest du also vor mir gelegen wie Georg! Ich habe mit mir gestritten; und das Leid um den einen Sohn bezwang ich nur, um mir den anderen zu erhalten. Der Herr sei gepriesen, der mir in meinem Grame dies gelingen ließ. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, jenes Geschlecht ausgelöscht zu sehen, dem ich angehöre und das Jahrhunderte mächtig blühte. Ich konnte es nicht erleiden, den Sohn meiner Seele irren zu sehen, in sich und durch die Welt. Und nun hast du dich wiedergefunden; nun gehe hin, stelle dich deinem Richter und nimm die Buße auf dich, die du verschuldet hast. Ich aber will hier bleiben; auf dem Grunde deiner Väter will ich deiner Wiederkehr harren und dafür Sorge tragen, daß der letzte Lohner wieder eine Heimat findet, wenn er entsündigt in die Heimat zurückkehrt."

„Aber ich werde sterben, Mutter, fern von dir und im Kerker!"

„Du wirst es nicht. Siehe, ich bin älter als du und habe unendlich mehr Herzeleid erlebt und erfahren. Und doch, ich zweifle nicht daran, daß ich deine Wiederkehr erlebe. Kein Mensch geht von hinnen, er hätte denn seine Pflicht erfüllt. Was die meine ist, ich spreche es aus, und es ist kein leichtes Teil, haushalten zu müssen

mit solchen Erinnerungen. Deine Aufgabe aber ist weit größer. Du wirst den stolzen, Gott weiß wie lange, mit unserem Hause verknüpften Namen des Erbrichters nicht mehr führen dürfen. Wenn andere sprechen, du wirst dein Lebetag schweigen müssen. Aber dafür mußt du Sorge tragen, daß dein Sohn wiederum den alten Titel führen, wiederum sein Haupt erheben darf in der Gemeinde. Steh auf, Gustav! Und küsse mich, zum letztenmale vielleicht für Jahre, für viele Jahre. Kleide dich und wasche dich; richte dich auf und erhebe dein Haupt! Du bist kein Bettler, der um Gnade fleht; ein sündiger Mensch, der sich reinigen will, trittst du vor deinen Richter: Herr! ich heische mein Recht und meine Strafe!"

Der Tag war hell erglüht. Mit verstörten, arbeitsunlustigen, übernächtigen Gesichtern schlichen Knechte und Mägde herum; keiner dachte an seine Arbeit. Auf Gustavs Arm gestützt, trat Frau Marianne in den Hof: „Hannes, spann' an." Kein gerötetes Auge verriet die Tränen, die ihr nun, erleichternd, geflossen waren; stark war ihre Haltung. Des Knechtes erstaunter Blick weilte auf Gustav: „Was gibt's, Bäuerin?" Sie beugte das Haupt des Sohnes zu sich nieder und berührte es mit ihren Lippen: „Spann' an, Hannes, und fahr in die Stadt. Der Erbrichter von Kunzendorf stellt sich dem Gericht."



Inhalt:

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt





